This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600081061M

Aus dem Orient.

— Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten. —

Aus dem Orient.

Von

Heinrich Brugſch.

Zwei Theile in einem Bande.

Berlin, 1864.
Verlag von Werner Große.

52

203. f. 17.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA ·

Seiner Durchlaucht dem Fürſten

Herm. Ludwig Heinrich v. Pückler-Muskau

als Zeichen

innigſter Verehrung und Dankbarkeit

ehrfurchtsvollſt

Heinrich Brugſch.

Vorwort.

Die nachstehenden Seiten enthalten mit sehr unwesentlichen Redactions-Aenderungen den getreuen Abdruck einer Reihe von Vorträgen, welche ich in verschiedenen Zeiträumen innerhalb der letzten neun Jahre in meiner Vaterstadt öffentlich und vor einem gebildeten Publicum gehalten habe. Der Wahl der behandelten Gegenstände, welche sich auf dem Gebiete des modernen und antiken Orientes mit besonderer Bevorzugung Aegyptens bewegen, möchte es zugeschrieben werden, daß sich die Kritik über die einzelnen Vorträge freundlicher und günstiger, als ich zu hoffen berechtigt war, aussprach. Wenn ich dieselben gegenwärtig der Oeffentlichkeit übergebe, so hat mich nicht das schmeichelhafte Lob öffentlichen Urtheils verführt, den für das Ohr berechneten Vortrag gedruckt vor das Auge zu führen; vielmehr war es Folge oftmals an mich ergangener Mahnung lieber Freunde, welche mich schließlich zu diesem Schritte ermuthigte. Daß ich literarisch Unvollkommenes biete, fühle ich am besten,

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Die nachstehenden Seiten enthalten mit sehr unwesentlichen Redactions-Aenderungen den getreuen Abdruck einer Reihe von Vorträgen, welche ich in verschiedenen Zeiträumen innerhalb der letzten neun Jahre in meiner Vaterstadt öffentlich und vor einem gebildeten Publicum gehalten habe. Der Wahl der behandelten Gegenstände, welche sich auf dem Gebiete des modernen und antiken Orientes mit besonderer Bevorzugung Aegyptens bewegen, möchte es zugeschrieben werden, daß sich die Kritik über die einzelnen Vorträge freundlicher und günstiger, als ich zu hoffen berechtigt war, aussprach. Wenn ich dieselben gegenwärtig der Oeffentlichkeit übergebe, so hat mich nicht das schmeichelhafte Lob öffentlichen Urtheils verführt, den für das Ohr berechneten Vortrag gedruckt vor das Auge zu führen; vielmehr war es Folge oftmals an mich ergangener Mahnung lieber Freunde, welche mich schließlich zu diesem Schritte ermuthigte. Daß ich literarisch Unvollkommenes biete, fühle ich am besten,

vielleicht aber, daß der Inhalt der Form einigermaßen zu Gute kommt.

Die Aufsätze des ersten Bändchens enthalten ausschließlich ägyptische Reise-Erinnerungen auf dem Boden des selbst Erlebten und selbst Erfahrenen. Die drei ersten Stücke des zweiten Bändchens berühren das Feld eigener wissenschaftlicher Untersuchungen. Sie stellen gleichsam eine geistige Reise in die älteste Vergangenheit dar. Der Schlußaufsatz: „Germanen und Perser" bewegt sich in gleicher Weise auf dem Gebiete eigener Reiseerlebnisse, wie der wissenschaftlichen Forschung. Von Anmerkungen und Citaten habe ich mich absichtlich fern gehalten, da ich nicht gelehrt, sondern, wie in meinen mündlichen Vorträgen, allgemein verständlich erscheinen will. Das altägyptische Märchen, außerdem vielleicht Moses und die Steine, ziehen möglicherweise auch den Fachgelehrten an. In diesem Falle wird es für den Betreffenden nicht schwer sein, den wissenschaftlichen Kern aus der populären Darstellung herauszuerkennen.

So sende ich denn diese bescheidenen Beiträge zur Kenntniß des Orientes in die Oeffentlichkeit, in der stillen Hoffnung, hier und da wohlwollende Leser und milde Beurtheiler zu finden. Diejenigen, welche mir durch die Bande der Freundschaft und Bekanntschaft im Leben näher stehen, mögen diese Blätter als eine freundlich gebotene Abschiedskarte zum Zeichen der Erinnerung vor meinem Scheiden aus Europa betrachten.

H. B.

Inhalt.

I.

1) Ein Tag und eine Nacht in Kairo.
2) Das Nilboot.
3) Eine Wüſtenreiſe.

II.

1) Ein altägyptiſches Märchen. — Das älteſte Märchen der Welt.
2) Moſes und die Denkmäler.
3) Was ſich die Steine erzählen.
4) Germanen und Perſer.

Ein Tag und eine Nacht in Kairo.

Kaum iſt der äußerſte Rand der glühenden Sonnenkugel an dem welligen Horizont der arabiſchen Wüſte in majeſtätiſcher Schöne emporgetaucht, um mit wunderbarem Purpurlichte die zackigen Gipfel der Bergkette des öden Mokattam zu übergießen, an deſſen Fuße, in Dämmerung gehüllt, die „hochgeehrte“ Stadt der Khalifen in tiefem Schlummer ruht: da ertönen durch die heilige Stille des Morgens von den luftigen Minarets zahlreicher Moſcheen die ernſten feierlichen Klänge der Sänger, um den Preis und die Vollkommenheiten Gottes und ſeines Propheten Mohammed den frommen Gläubigen zu verkünden. Der Sänger mahnende Worte hörend, daß Gebet beſſer denn Schlaf ſei, öffnen die Muslim ihre Augen, erheben ſich alsbald von dem einfachen Lager, das auf einem niedrigen Geſtell von Palmenſtäben ausgebreitet iſt und ſchütteln ihre faltigen Gewänder aus, mit denen ſie ſich, nach Brauch des

Landes vollständig bekleidet am vorigen Abend zur Ruhe gelegt haben. Dann wird die Waschung vorgenommen, weniger aus den natürlichen Rücksichten für nothwendige Sauberkeit, als vielmehr, weil das göttliche Buch des Propheten, der Koran, befiehlt, vor dem Gebete Gesicht, Hände und Füße mit Wasser zu reinigen. Nun zieht der fromme Moslim die Schuhe aus, wenn anders er solche besitzt, tritt auf den türkischen oder persischen bunten Gebetteppich oder die schmucklosere Binsenmatte und murmelt, das Angesicht nach Osten gewendet, die einleitenden Worte: Allahu akbar! „Gott ist sehr groß!“ Bald knieend, bald liegend, bald stehend spricht er in tiefer Inbrunst das lange Gebet. Nichts darf ihn in seiner Andacht stören, soll anders das Gebet seine beabsichtigte Wirkung haben. Mittlerweile hat der Diener oder die dunkelfarbige Sclavin des Hauses den Kaffee bereitet, den sie dem Herrn sammt der glimmenden Pfeife darreicht. Voll Ernstes erwidert er den Morgengruß des dienenden Volkes, schlürft mit lautem Geräusche aus der kleinen zierlichen Tasse den schäumenden schwarzen Trank ein und beginnt nun die traute Unterhaltung mit dem steten Begleiter seines Tagewerkes: seiner Pfeife. In langen Zügen „trinkt er,“ so nennt er es ausdrücklich, den duftigen Rauch des syrischen Tabaks und bläst voll inneren Vergnügens blaue, sich kräuselnde Wolken in die Luft. Auf dem schwellenden Divan die Glieder bequem ausstreckend, fängt der Kairenser sein Tagewerk mit dem üblichen kêf an, dem überaus verführerischen orientalischen dolce far niente.

Ueberlaſſen wir ihn ſeinen Träumen und Phantaſieen im eigenen Hauſe, wo das Treiben wenig Mannigfaltigkeit und Poeſie darbietet.

Das ſtets wechſelnde Leben auf der Gaſſe und auf dem Markte, das iſt der anziehende Stoff, der uns geſtattet, die bunten, mannigfaltigen Seiten der kairenſer Zuſtände zu einem heiteren Bilde zu vereinigen.

Die Sonne iſt allmählig höher geſtiegen, die dämmernden Nebel ſind zerſtreut, der ewig klare blaue Himmel hat ſein Zelt über die Wunderſtadt Kairo ausgeſpannt, welche den Augen des Reiſenden das entzückendſte Panorama darbietet. Von der Brüſtung aus, welche den Felſen umfaßt, auf deſſen Höhe die ſchwarzen Schlünde zahlreicher eiſerner Kanonen in drohender Weiſe die Stadt angähnen, während neben ihnen die Minarets der Moſchee Mohammed Ali's als göttliche Zeichen des Heiles und Friedens ihre ſchlanken Häupter in den blauen Aether emporſtrecken und die phantaſtiſchen Zeichnungen der Alabaſterwände dieſes Tempels des Islam beim hellen Sonnenſchein in wunderſamer Pracht blinken und glitzern; von dieſer Brüſtung aus, etwa 200 Fuß über dem Spiegel des Fluſſes, ſchweift der Blick über ein wogendes Meer kaſtenförmig gebauter Häuſer und Moſcheen, deren zierliche Minarets mit dem Halbmond auf der Spitze in zahlloſer Menge wie Kriſtallnadeln in die Höhe ſchießen, während zahlloſe Mokkofs oder offene Luftgänge, welche den friſchen Nordwind in die Wohnungen der Menſchen hineinleiten, wie Souffleurkaſten auf den platten

Dächern der Häuser in gemeinsamer Richtung nach Norden schauen. Von hohen Mauern eingeschlossen, ragen hier die nickenden Häupter schlanker Palmen und dickbelaubte schattige Sykomoren, an deren Fuße der Büffel mit verbundenem Augenpaar Jahr aus, Jahr ein das knarrende Wasserrad dreht, aus den lustigen Anlagen eines großen Gartens hervor, in dessen Gängen, wohl bewacht und behütet, die Frauen eines Paschas lustwandeln. Indem wir dort an den weißgetünchten Gräbern und ihren aufrecht stehenden Leichensteinen zwischen Cypressen und Aloëpflanzen einen Ort der ewigen Ruhe für dahingeschiedene Muslim erkennen, schallen die Höhe hinauf an unser Ohr die ernsten Lieder blinder Sänger, welche einer Leiche vorangehen, während das wilde Geschrei der Klageweiber, die dem Zuge folgen, Mark und Bein erschütternd, oftmals ihre sanftere Klage unterbricht. Im Uebermaß des Schmerzes tanzend und heulend schreit die Wittwe dem dahingeschiedenen Gatten oder Sohne die seltsamen Worte nach: „O Du Kameel meines Hauses!“ Das Kameel, unstreitig das nützlichste Thier des Orients, wird so zu einem ernst gemeinten rührenden Bilde der Sorge des Mannes für das Haus.

Auf einer langen Reihe von Bögen ruhend, dehnt sich dort in nicht zu weiter Ferne die alte Wasserleitung der Khalifen bis nach der Vorstadt Altkairos aus, wo der Nil dicht vorbeifließend seine silbernen Pfade dahinzieht, und die liebliche Insel Rodah mit ihren Gärten und Palästen, mit ihrem weltberühmten Nilmesser, der sagenreichen Stelle der

Moſesfindung, bald mit ſanftem Wellenſchlage, bald mit rauſchendem Getöſe umſpült.

Weiterhin breiten ſich auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes grünende Felder aus, denen Palmenwaldungen mit rothſchimmernden Früchten, ſpiegelnde Waſſerflächen und die ſchwarzen Hütten der Dörfer arabiſcher Fellahin den Reiz landſchaftlichen Wechſels verleihen. Ein ſchmaler gelbleuchtender Streifen, der ſich am äußerſten Horizonte entlang zieht, zeigt uns die Grenze an, wo das Reich der großen libyſchen Wüſte beginnt und wo die ſichtbare Kunde der älteſten Geſchichte des Menſchengeſchlechtes aufhört. In wunderſamer Beleuchtung, vom zarteſten, magiſchen Farbenduft umhüllt, ſtrecken da die Markſteine der Geſchichte, die Pyramiden, ihre Häupter in die Luft, die kein Wölkchen trübt, ein ewig blaues, klares Lichtmeer.

Das Leben in den engen Gaſſen der Stadt, welche zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne meiſtentheils mit einem Schirme ausgeſpannter Tücher und Holzdecken überdacht ſind, die alle Gegenſtände in ein ſeltſames Halbdunkel hüllen, beginnt allmählig jenen Anſtrich zu gewinnen, der auf den reiſenden Abendländer den unüberwindlichſten Reiz ausübt. Die Läden, eigentlich große viereckige kaſtenartige Löcher, die an den Wänden der Häuſer in dichten Reihen nebeneinander fortlaufen, öffnen ſich; der Kaufmann, ſeine glimmende Pfeife rauchend, hockt auf einem Kiſſen am vorderſten Eſtrich ſeiner Bude. Seine Waaren, die in buntem Wirrwarr im Hintergrunde derſelben aufge-

ſtellt ſind, müſſen den Käufer ſelber locken. Der Beſitzer preiſt ſie weder an, noch fordert er den Vorübergehenden auf. Eifrig arbeiten in den engen Räumen ihrer Werkſtätte die Handwerker, ſich der einfachſten Inſtrumente bedienend, wobei die Füße und Zehen ebenſo flink und geſchickt mitarbeiten als die Hände und Finger, die bei dem Orientalen von einer auffallenden Geſchicklichkeit und Beweglichkeit ſind.

Da iſt den ganzen Tag ein Hämmern und Klopfen, ein Klappern und Knarren, ein Pfeifen und Schnurren, ein Wackeln der Köpfe und der Körper, daß man meinen möchte, die Heinzelmännchen ſeien von Köln nach Kairo übers Meer gewandert, und arbeiteten nunmehr an dem Hauptorte des Islams.

Hier ſteigt in die Bude eines Barbiers der Kunde hinauf oder hinein, (wie man ſagen muß, weiß man nicht recht), den rechten Fuß voranſetzend, denn er iſt der geehrtere, gerade ſo wie die rechte Hand. „Friede ſei über Dir“ ſagt er zum Gruße dem Meiſter, der ihm ſein „und über Dir der Friede“ ſchnell und zuvorkommend als Gegengruß erwidert. Der ſchön gewundene Turban wird vom Haupte genommen, Kopf und Geſicht eingeſeift, und beides ſo rein geſchoren, daß außer dem langen Zopfe auf der Mitte des Scheitels kein Härlein ſichtbar iſt. Mit beinahe geckenhaftem Wohlgefallen betrachtet der Geſchorene in dem runden Metall- oder Glasſpiegel mit Perlmutter-Einfaſſung ſeinen weiß leuchtenden Schädel und verläßt mit derſelben

Befriedigung die schmutzige Stube des noch schmutzigeren Barbiers, als der feine pariser Stutzer das Boudoir eines renommirten Pariser Haarkünstlers. Nun kommt jener Andere an die Reihe, welcher dem vorigen in die Bude nachgestiegen und durch seinen papageygrünen Turban als ein Nachkomme des Propheten, als ein Scherif, gekennzeichnet ist. Die kalte Morgenluft hat ihn zum Niesen gereizt „Gott Lob" ruft er aus, „Gott erbarme sich Eurer" rufen ihm die Anwesenden zu. „Gott führe uns und führe Euch!" erwidert der Angeredete nach herkömmlicher Weise. Der Kairenser ist von einer auffallenden, fast lästigen Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die bei der geringsten Veranlassung in hergebrachter Weise ihren wortreichen Ausdruck findet. Man könnte die Seiten eines dicken Buches mit derartigen höflichen Formeln füllen, die sich wie Schlag und Gegenschlag zu einander verhalten, und höchstens durch die Seltsamkeit des Gedankens im Anfange anziehen. Später werden sie eine höchst lästige Beigabe einer jeden Unterhaltung, die ohne sie vom Gruß bis zum Abschied hin gar nicht denkbar wäre.

Dort, nicht fern von der Bude des Barbiers, kauft ein Armer ein Gericht gekochter Bohnen und hockt sich nieder, um seine Mahlzeit im Namen Gottes des Allerbarmers und des Barmherzigen zu beginnen, mit einem Gott sei Lob und Preis zu schließen; hier erhandeln verschleierte Frauen das Kohel und Henna, um sich die Augenränder schwarz und Hände und Füße braunroth zu färben. Vor jener Schreibebude läßt sich ein reicher Araber Amulette gegen den bösen

Blick für sich oder sein Pferd oder seinen Esel schreiben und die ernste Miene des Schreibers gibt ein Zeugniß, daß es inhaltsschwere Worte sind, die er zu Papiere bringt.

Das Kaufen ist ein ebenso umständliches als langweiliges Geschäft. Der Kairenser fordert 10 Mal mehr als die Sache, deren Aechtheit oftmals zweifelhafter Natur ist, werth ist. Er ladet den Kaufenden zum Sitzen ein, reicht ihm seine Pfeife, präsentirt den unvermeidlichen Kaffee, der von seinem Knaben aus dem nächsten Kaffeehause herbeigeholt wird, und mit einer Fülle blumenreicher Redensarten beginnt das eigentliche Geschäft, das im glücklichsten Falle eine halbe Stunde dauert. Nach langem Hin- und Herreden, wobei ganz andere Gespräche als der Kauf in die Unterhaltung mit hineingezogen werden, um die Aufmerksamkeit des Kaufenden abzulenken, einigt man sich endlich, nachdem sehr oft ein Vorübergehender als Vermittler eingetreten ist. Zur schlimmsten Art der Verkäufer gehören diejenigen, welche dem Kauflustigen den verlangten Gegenstand sogleich mit den Worten anbieten: Nimm ihn als ein Geschenk! Man ist sicher, eine übertriebene Forderung hinterher zu hören. Ist der Kauf abgeschlossen und das Geld gezahlt, so erhält der begleitende Diener des Käufers vom Kaufmann ein kleines Geschenk an Geld.

Den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens in Kairo bildet der sogenannte Khan Khalil, ein besonderes Viertel mit einer Hauptstraße und vielen engen Nebengassen, die von langen Reihen nebeneinander liegender Buden der

Kaufleute und Handwerker gebildet sind. Die Handwerker sitzen gildenweise zusammen. Da giebt es einen Schustermarkt, wo die Schuster emsig an den gelben und rothen Schuhen mit den gekrümmten Spitzen arbeiten, einen Markt der Schneider, der Schreiner, der Drechsler, der Fruchthändler, der Zuckerbäcker, der Pfeifenhändler, der Steinschneider und Schleifer, der Juweliere, der Seidenhändler und Waffenschmiede, der Teppichhändler und wie sie alle heißen mögen.

Das angenehmste Kaufviertel ist der suk-el-rich oder der Markt des Duftes, woselbst alle Wohlgerüche Arabiens und des Südens echt und verfälscht zum Kaufe ausgeboten werden. Selbst ein Blinder findet diesen Markt des Duftes leicht, da der starke Geruch straßenweit zu merken ist.

Die Handwerker arbeiten emsig, die Kaufleute dagegen verrauchen den ganzen langen Tag, sprechen mit ihren Nachbarn und den Käufern und erheben sich nur von ihrem Sitze, um die üblichen Gebete an den bestimmten Tageszeiten zu verrichten. Verlassen sie auf einige Zeit ihren Laden, so hängen sie ein Netz, aus dünnen Fäden gestrickt, davor auf und kein loser Vogel wird es wagen, die verbotenen Trauben dahinter anzutasten. Die Inschriften auf Papier, mit welchen die Läden der meisten Kairenser Buden versehen sind, enthalten nicht etwa, wie zu vermuthen stände, die Firma des Kaufmanns, sondern nur fromme Sprüche oder das mohamedanische Glaubensbekenntniß. Hier liest man: „Wahrlich, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt," dort: „Beistand von Gott und ein schneller Sieg,"

„bringe du gute Nachrichten den Gläubigen," dort wiederum die Anrufung an Gott: „O du Oeffner, o du Weiser, o du Abhelfer unserer Bedürfnisse, o du Gütiger." Dieselben Worte werden von den Kaufleuten wiederholt, wenn sie des Morgens, nach dem ersten Gebete, ihre Buden öffnen.

Die Häuser, welche hier und da zwischen den Läden hervortauchen, haben denselben Anstrich, wie die übrigen der Stadt, wenn sie nicht aus der Zeit des schönen, an Arabesken und Verzierungen reichen, älteren Bausthles herrühren, den kein Gebäude heutzutage mehr erreicht. An der großen Thüre des Hauses stehen gemeiniglich die Worte: „Er (nämlich Gott) ist der Schöpfer, der Ewige," um den Besitzer des Hauses bei seinem Eintritt an seine Sterblichkeit zu erinnern. Gehört das Haus einem Haggi oder Mekkapilger, so befinden sich über der Thüre roh ausgeführte farbige Malereien, ein Schiff, ein Kameel, einen Baum, an dem ein Löwe angebunden ist und fechtende Personen darstellend. Diese neuägyptischen Hieroglyphen sollen Anspielungen auf die Reise nach Mekka zu Wasser und zu Lande und auf den Muth des Pilgers sein, der weder vor den wilden Thieren noch vor Räubern zurückgeschreckt ist. Ueber der Thür jenes neuen Hauses dort hängt eine Aloëstaude oder, wie die Aegypter diese Pflanze benennen, die Geduld. Sie soll den Bewohnern ein langes, glückliches Leben bringen und sie vor allem Uebel und Unglück behüten, während der hohle Panzer eines getödteten Krokodiles vor dem bösen Blicke schützen soll. Da, wo die Thüren niedrig sind und

offen ſtehen, dürfen wir ein arabiſches Bad vorausſetzen, aber wehe dem Manne, welcher eintreten wollte, wäre die Thür durch ein weißes Tuch, nicht größer, als eine Serviette, verhängt. Das iſt das Zeichen, daß ein Harem im Bade iſt; jedes Eindringen wäre dann lebensgefährlich.

Um das bunte Treiben in den belebteſten Straßen, wo die Menge hin und herwogt, näher zu prüfen, iſt es nothwendig und zugleich nach kairenſer Anſchauung wohlanſtändig, eine ägyptiſche Droſchke zu miethen, d. h. einen Eſel ſammt dem zugehörigen Führer, welcher bald in langſamen, bald in ſchnellem Schritte ſeinem Thiere nachläuft. Die Eſelbuben Kairos, dem Lebensalter vom 4. bis zum 20. Jahre angehörig, bilden ohne Zweifel den intelligenteſten Theil der niederen Bevölkerung der Stadt. Der ſtete Umgang mit den Fremden, welche ſie auf allen Ausflügen in und außerhalb Kairo's zu begleiten pflegen, giebt ihnen Gelegenheit, ſich einzelne Brocken aller europäiſchen Sprachen anzueignen, deren ſie ſich geſchickt genug bedienen, um dem neuangekommenen Fremdling die erſten Sprachſtunden im kairenſer Arabiſch zu geben, ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zu erklären, oder im ſchlimmſten Falle ſich über ihn luſtig zu machen. Sie haben eine auffallende Geläufigkeit darin, aus einer großen Maſſe anlangender Reiſenden ſofort die Nationalität der einzelnen herauszuerkennen, indem ſie denſelben, einem Jeden in ſeiner Mutterſprache, die Eſel zu Gebote ſtellen. Die letzteren nehmen unter den übrigen vierfüßigen Bewohnern Aegyptens einen Rang ein, der dem der Eſeljungen unter

der niederen arabischen Bevölkerung gewissermaßen entspricht. Sie sind größer als die unsrigen, weniger kopfhängerisch, muthiger und, was die Hauptsache ist, von erstaunlicher Schnelligkeit. Rottenweise lagern sie sammt ihren Führern auf den Hauptplätzen und an den Hauptecken Kairo's. Naht sich ein eselbedürftiger Reiter, so stürzt der ganze Haufe auf ihn zu, und nur mit Hülfe wohl ausgetheilter Prügel bricht er sich endlich Bahn zum Steigbügel seines gewählten Thieres. So beritten geht's lustig in die engen belebten Straßen hinein. Das Drängen und Treiben in denselben ist so bedeutend, daß wir nach altherkömmlicher Sitte der Kairenser, einem jeden vor uns Gehenden und den Rücken uns Zuwendenden zurufen müssen. Der Araber kümmert sich wenig um das, was hinter ihm vorgeht; die Begebenheiten des Straßenlebens vor ihm ziehen ihn an, das Schicksal seiner Person bleibt somit der zeitigen Fürsorge seines Hintermannes überlassen, der ihm in drohenden Fällen zuschreien muß „mein Herr, geh' rechts, geh' links, nimm Deinen Fuß in Acht! nimm Deinen Rücken in Acht!" In diesem Falle weicht er aus, doch ohne sich umzusehen, und vermeidet so den unausbleiblichen Zusammenstoß. Die Anrufungen variiren in den Anreden je nach dem Alter und Stande der Person. Einer Frau, die verschleiert ist, ruft man zu „meine Gebieterin," scheint sie noch jung zu sein „o mein Auge!" Eine Frau aus den niederen Ständen, ist sie selbst alt, hält es für eine Beleidigung, anders betitelt zu werden, als „o du Mädchen!" oder „o meine Schwester."

Den Alten ruft man zu „o Schech" oder auch „o mein Onkel," der anständig gekleidete Araber und der Türke erhalten den Ehrennamen „o Effendi," der Europäer seine specielle Benennung ya hawageh „o Kaufmann." Dem entsprechend sind auch die etwanigen Erwiderungen. Als ich einst einer arabischen jüngeren Dame von 14—15 Jahren zurief „weiche rechts aus meine Gebieterin," erwiderte sie „zu Befehl, mein Sohn," und so passirte denn ihr doppelt so alter europäischer Sohn zu Esel getrost vorbei.

Den Wagen, die den Paschas und den vornehmen Europäern gehören, obgleich deren nicht viele in Kairo vorhanden sind, so wie den Reitern zu Pferde laufen hochaufgeschürzte Araber, welche in der einen Hand einen geschmeidigen Kurbatsch halten, die aus der Haut des Hippopotamus geschnittene Peitsche, in schnellstem Tempo voran. Hilft ihr Zuruf nicht, wobei es nicht zu viel höfliche Redensarten gibt, so hilft der Hieb, und schleunigst weicht der säumige Pilger auf dem Wege aus. Schlimmer ist es, wenn ein mit langen Balken, großen Steinblöcken oder einer sonstigen schweren Last beladenes Kameel gravitätisch durch die Menge einhergeschritten kommt. Da heißt es vorsichtig vorbei weichen, widrigenfalls die Reiter oder Fußgänger bedeutende unfreiwillige Abweichungen von ihrer Linie nehmen müssen.

Der größere Theil der Pflastertreter Kairos, obwohl ich diesen Ausdruck uneigentlich gebrauche, da der Boden keiner Stadt in ganz Aegypten regelrecht geebnet, geschweige denn gepflastert wäre, gehört der ärmeren arabischen Klasse Kairos

an. Die einen verrichten ihre Handthierungen als Boten, Lastträger, Diener oder Verkäufer, die letzteren erfüllen die Straßen mit ihrem durchdringenden näselnden Gesange, der den Zweck haben soll, die Vorübergehenden auf ihre Waare aufmerksam zu machen, obgleich der Inhalt des Gesanges scheinbar in gar keinem Zusammenhange steht mit der Natur der ausgebotenen Waare.

Vor einem Korbe süßer Apfelsinen sitzt da eine arme, mit einem einzigen blauen Kattunkleide bedeckte Frau, das Gesicht ist mit Dak grün bemalt, und die Augenränder mit Kohel schwarz gefärbt, dabei trägt sie einen großen Ring in der Nase, bunte Ketten um den Hals, und mehrere große silberne Ringe an den rothbraun tättowirten Fingern. Kokett zieht sie bei unserem Anblick den Kopfzipfel ihres Kleides über das halbe Gesicht, aus züchtiger Schamhaftigkeit oder den bösen Blick unseres fränkischen Auges fürchtend, ruft uns aber dennoch mit lautem Schrei die Worte des Orangenverkäufers zu: „Honig, o Apfelsinen, Honig.“ Dort schleppt sich in gebückter Stellung und mit einem Rocke bekleidet, der aus einigen Ziegenhäuten zusammengenäht ist und auf den Schultern einen schweren Ziegenschlauch voll Wassers tragend, der arme Wasserträger einher. Er bietet das Wasser mit den Worten „möge Gott mir Ersatz geben“ zum Kauf an. Da werden uns Rosensträußchen mit dem Rufe hingehalten: „die Rose war ein Dorn; vom Schweiße des Propheten ist er aufgeblüht.“ Dort steht eine ägyptische Dame in ihrem schwarzseidenen Ueberwurfe, den weißen

Schleier vor dem Geſicht, aus dem die ſchwarzen feurigen Augen euch bald anlachen, bald verächtlich zu durchbohren ſcheinen. Ihre ſchwarze Dienerin begleitet ſie; ſie iſt ſchneeweiß gekleidet wie ihre Herrin ſchwarz. Da nähert ſich ihnen ein kleines Mädchen Hennablumen anbietend mit dem Zurufe „o meine Gebieterin! Düfte des Paradieſes, o Blumen der Henna“ und beide kaufen von den wohlriechenden Blumen. Der Mann dort mit ſeinem Korbe voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel! o Zuckerwerk!“ das iſt ein ſchlimmer Geſell, da er die Kinder und Dienſtboten veranlaßt, Nägel und andere Kleinigkeiten aus dem Hauſe zu ſtehlen, um dieſelben gegen ſeine Waare umzuſetzen. Eine Art von Gemüſe, Tirmus genannt, bieten ſie mit den Worten aus „o wie ſüß das kleine Söhnchen des Fluſſes,“ die Citronen dagegen mit dem Rufe: „Gott mache ſie leicht, o Citronen!“ und die geröſteten Kerne einer Art Waſſermelone mit dem Schrei: „o Tröſter deſſen, der in Noth, o Kerne!“

Leute aller Trachten und aller Zungen, in ruhiger und in der lebhafteſten Stimmung, geben das vollſtändige Bild eines Karnevals, der tagtäglich die Hauptſtraßen Kairo's durchwogt. Dort kommt gravitätiſch, ſeinen langen weißen Bart behäbig ſtreichend, ein türkiſcher Bey geritten, während der neben ihm laufende Diener, die Pfeife tragend, den Arm auf den Rücken des Thiers gelegt hat. Der Schritt ſeines Pferdes, das ein blutrothes mit Gold geſticktes und mit Troddeln behängtes Zaum- und Sattelzeng bedeckt, iſt eben

ſo langſam wie der Gedanke ſeines Herrn. Schnell zu reiten hält der vornehme Türke für unziemlich und ſeinem Range unangemeſſen. „O Du Sohn des Hundes!“ donnert er einem armen Araber entgegen, der im Vorbeigehen ſein Kleid geſtreift hat und ſcheu und ſchüchtern in der Menge verſchwindet. Da taucht neben ihm wie ein Geiſt ein langgelockter, hagerer Menſch auf; ſein Kleid iſt aus tauſend bunten Flicken zuſammengeſetzt, ſein Kopf iſt von einer Art Schellenkappe bedeckt, ſein Auge iſt irre; ſeine mageren Hände erhebend, bettelt er um ein Almoſen. Das iſt ein Verrückter oder Heiliger der geehrten Stadt Kairo. Die Verrückten werden nämlich von den Anhängern des Propheten für heilige Perſonen angeſehen, da, ihrer Meinung nach, dieſelben von Gott dadurch beſonders bevorzugt ſeien, daß ihr Geiſt bereits im Himmel weile, während ihr gröberer Theil ſich hier auf Erden unter ſterblichen Menſchen befinde. Sie dürfen die ärgſten Handlungen ungeſtraft begehen und werden mit der bewunderungswürdigſten Geduld geführt und geleitet. Der feine arabiſche Effendi in ſeiner kleidſamen Mameluckentracht bildet hier in Kairo den Lion der arabiſchen Geſellſchaft. Er kleidet ſich mit einer gewiſſen Eleganz, die freilich darin nie etwas Anſtößiges findet, daß aus einer goldgeſtickten rothen Jacke der Ellenbogen hervorſieht oder die Schuhe ziemlich ſichtbar zerplatzt ſind. Er begrüßt den koptiſchen Moallim oder Schreiber der Regierung, deſſen bleiches, rundes Geſicht, noch mehr aber der lange Kaftan von blauem Tuche, der dichtgewundene ſchwarze Turban

und das messingene Schreibzeug im Gürtel, einen echten Nachkommen der alten Aegypter verräth. Nicht den besten Theil der kairenser Bevölkerung bildet jener türkische Polizeisoldat, den seine Tracht: die griechische Fustanella und die griechische gestickte Jacke, sofort als den Arnauten kennzeichnet. Ein wahres Arsenal silberbeschlagener Pistolen, Dolche und Messer steckt in seinem Gürtel, über der Schulter hängt das lange Gewehr und in der Hand schwingt er drohend den Kurbatsch. Ein ungeheurer Schnurrbart giebt seinem verschmitzten Gesichte den vollendeten Ausdruck eines Helden aus irgend welcher renommirten Räuberschaar. Diese furchtbaren Konstabler Kairo's haben die saubere Lebensregel, jeden rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenen Piaster sofort an den Mann zu bringen, da man nicht wissen könne, ob man und wie man die folgende Stunde erlebe.

Dem frommen Derwisch dort, mit dem grünen Kaftan, bezeugt die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, welche er kokettirend wie Bodenstedt's Mirza Schaffy hin und her bewegt, den persischen Ursprung; sein ägyptischer Kollege dagegen schreitet in dem lumpigsten Kostüm hinter ihm her und schwingt die hölzerne Eßschüssel und den Löffel als die besonderen Zeichen seiner Würde. Ihm zunächst wandelt ein deutscher Handwerksbursch, den rothen türkischen Fez schräg auf das blonde Haar gesetzt, um jene Ecke in die enge Straße einbiegend, wo er um weniges Geld in einer italienischen Locanda sein Zelt aufgeschlagen hat. Heulend und bellend stürzen die Hunde des Viertels auf ihn, den Fremdling, los, als wollten

sie nach seiner Paßkarte fragen. Ein Wurf mit Steinen vertreibt aber die ungehobelten Gäste. Da kommen ein Paar sonnengebräunte Beduinen auf ihren hageren Pferden angeritten. In malerischer Weise schlingt sich das kameelhärene Gewand um ihren Leib und um den Kopf, und kaum sichtbar lugen die kleinen Augen in die Menge hinein, durch welche sich die Pferde sicher hindurchzuwinden wissen. Zwei arabische Frauen folgen ihnen auf ihrer Fährte. Die eine trägt einen hohen Krug auf dem Kopfe, die andere das kleine Kind auf der Schulter, das, rittlings sitzend, nach orientalischer Weise sich an den Kopf der Mutter stützend, das Gleichgewicht selber zu halten weiß. Beide Weiber reden mit aufgehobenen Händen, die sie häufig zusammenschlagen, auf das Eifrigste mit einander. Sie gehören dem Harem jener edlen Ritter an, denen sie als getreue Ehefrauen den weiten Weg nach der Stadt zu Fuße folgen müssen. Hier, gegenüber dem kleinen schlechten Hause, in welchem eine Araberin mit lautem Geräusche die Handmühle dreht, verstopft plötzlich ein Haufen von Balken und Steinen den Weg. Man baut ein Haus, die Kinder und Frauen müssen dabei Handlangerdienste leisten, während die Männer das eigentliche Geschäft der Maurer verrichten. Im Takte singend, trägt das schwache Geschlecht die Steine, den Mörtel, das Holz zum Bau herbei; der Aufseher, welcher gemächlich seine Pfeife raucht, treibt sie zeitweise mit Stockschlägen zum schnelleren Laufen an. Scherzweise ruft der vornehme Türke, dessen Maulthier von einem großen, centnerschweren Blocke

im Laufe gehemmt ist, einem Mädchen zu: „O meine Tochter, trage mir diesen Stein fort!“ Als geborene Kairenserin erwidert sie mit schnellem Witze: „Zu Befehl, o mein Onkel, nur sei so gütig, mir den Stein auf den Rücken zu legen.“ Da kommt uns ein langer Zug verhüllter berittener Frauen entgegen. Rittlings auf ihren hochgesattelten Eseln sitzend, folgen sie eine der anderen. Diener begleiten sie, die Kinder tragend, und ein schwarzer, fettleibiger, wohlbewaffneter Eunuch in reichem, gesticktem Kostüm reitet zu Pferde voran. Der ganze Harem eines vornehmen Kairensers wird ausgeführt, um irgendwo einen mehrtägigen Besuch abzustatten, die einzige Unterhaltung, welche den Frauen gegenseitig gestattet wird. Malteser, Griechen, Armenier, Kurden, Juden, Syrer, Araber aus Mekka, dazwischen Europäer aus aller Herren Länder drängen sich in buntem Gemisch durcheinander, jeder seinem Geschäfte nachgehend, das er sicher mit dem landesüblichen Stoßseufzer eines „So Gott will“ beginnt.

Welch' prächtiges Marmordenkmal unterbricht dort plötzlich die Wände schmutziger Häuser? Um ein Gitterfenster herum, das von weißem Marmor eingefaßt ist, ziehen sich schön geschriebene und vergoldete arabische Buchstaben, Verse aus dem Koran enthaltend, und darunter befinden sich zwei messingene kleine Saugröhren. Da tritt ein Araber heran, legt den Mund an die Röhre und saugt das kühlende Wasser zur Stillung seines Durstes ein.

Wir befinden uns vor einem jener öffentlichen Brunnen,

die ein Werk frommer Stiftungen sind. Ueber ihm ist die Moschee und die Schule. Die letztere, frei nach der Straße zu liegend, besteht aus einem großen Zimmer, auf dessen Boden ordnungslos die jungen Schüler hocken, während der Schulmeister, nebenbei häufig ein Handwerk verrichtend, in einer Ecke sitzt. Die Kinder haben beschriebene Blechtafeln vor sich und lesen, den Kopf und die Kniee hin und her neigend, ihre Koranlectionen so wirr und wild durcheinander, daß man meinen möchte, Lehrer und Schüler seien insgesammt zu Narren geworden. Den Schulmeister vermag Nichts in seinem Phlegma zu stören; wird er beobachtet, so geifert er sein „Schmutz auf Dein Haupt!“ oder inhaltsvoller „Gott verfluche Deinen Vater“ dem unberufenen Beobachter zu.

Die brennende Sonne mahnt uns daran, daß der Mittag genaht sei. In der That sehen wir die frommen Gläubigen in die offene Halle der Moschee eintreten, ihre Schuhe am Eingange ausziehen und auf die Matten zum Gebete niederknieen. Der Sänger ruft von der Gallerie des Minaret die Leute zum zweiten Gebete herbei. „Gott ist sehr groß, singt er, ich bekenne, daß es keinen Gott gibt außer Gott, ich bekenne, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist. Kommt zum Gebet, kommt zum Heil, Gott ist sehr groß, es gibt keinen Gott außer Gott!“

Wir benutzen die Zeit bis zum Aser, etwa gegen 4 Uhr Nachmittags, wann der Thürmer vom Minaret die Anhänger des Propheten zum dritten Tagesgebete auffordert, um in das Hôtel oriental an der Esbekieh einzutreten, und an

der langen Tafel im großen Empfangssaal, in Gesellschaft europäischer Reisender, das Dejeuner einzunehmen. Das Phlegma des Engländers, der Witz des Franzosen, das Gemüth des Deutschen, die Galanterien des Polen, das Feuer des Italieners lassen sofort verrathen, welchen Ländern jene geselligen Kreise angehören, die hier an Herrn Colomb's Tafelrunde aus persönlicher Neigung und landsmannschaftlicher Anhänglichkeit zusammengerückt sind, im frohen Genusse der Gegenwart, während dienstfertige Araber, unbeholfen genug, den europäischen Emigrés, die meistens als Kellner dienen, Hülfe leisten. Die Tafel ist aufgehoben, man verläßt das Hôtel, in dessen luftigem und geräumigem Hofe arabische Kaufleute Waffen aus der Mamelückenzeit zum Kauf anbieten. Wir schlendern dem Platze der Esbekieh zu, nehmen hier an einem der zahlreichen Tische Platz, die in langen Reihen vor einem Dutzend von Kaffeehäusern aufgestellt sind. Die Esbekieh ist das Eldorado Kairo's, ohne sie wäre der Aufenthalt in der Khalifenstadt nicht halb so prächtig. Man denke sich einen großen, schönen Garten mit Bäumen aller Art bepflanzt, dessen Gänge mit grünenden Gebüschen bekränzt sind. Da geht Jung und Alt spazieren. Die Kinder liegen spielend und sich neckend auf dem Boden, die europäischen Fremdlinge, die hohen und niederen Beamten der Regierung, die armen und reichen Kaufleute der Stadt gehen hier auf und ab oder trinken ihren Kaffee.

Wenn bei uns in Norddeutschland der Sturm heult und die Schneeflocken Stadt und Feld mit einem Leichentuche

überdecken, auf dem nur die Boten des Winters, die Raben und Krähen, luſtig hin- und herhüpfen, wenn die Mutter mit den Kindern in warmer Stube vor dem traulichen Kamine ſitzt und ihres lieben Sohnes in weiter Ferne gedenkt: da bleibt wohl der Heißerſehnte auf den Gängen der Esbekieh gedankenvoll ſtehen, bricht eine Roſe oder Myrthe vom blühenden Strauch und denkt mit tauſend innigen Wünſchen an die Lieben in der Heimath, die jetzt im warmen Zimmer vor dem rauhen Boreas Schutz ſuchen müſſen.

Er ſteckt die Roſe und die Myrthe ein, und iſt er zurückgekehrt, ſo gibt er der Mutter die verwelkten getrockneten Blumen mit den Worten: Nimm, Mutter, die Januar-Roſe und Myrthe der Esbekieh in Kairo.

Die Gäſte, welche an der Hauptpromenade der Esbekieh vor ihren Tiſchen ſitzen, gemächlich ihren Kaffee oder Rosoglio oder syropo di gomma einſchlürfen, und dazu den ſcharfen Rauch der perſiſchen Waſſerpfeife in die Luft blaſen, haben das Vergnügen, die ganze vornehme Welt Kairo's, Damen und Herren, Orientalen, Levantiner und Europäer an ſich vorübergehen zu ſehen. Zahlloſe Bettler, meiſtens bejahrte blinde Frauen und Männer, die von Kindern geleitet werden, bitten um Gottes und des Propheten willen um ein Bakſchiſch. „Geh' einmal zu Deinen Landsleuten", erwiderte ich eines Tages einem Bettler, der mich täglich auf das Zudringlichſte um ein Almoſen gequält hatte, und ſchnell und witzig antwortete er: „O mein Gebieter, Gott laſſe Dich zu unſerm Heile lange leben, gehörſt Du nicht

zu den Söhnen Adams!“ Mit treffendem Witze wies er auf meine Abstammung als Mensch hin, und lächelnd reichte ich als Urenkel Adams meinem Bruder vom selben Stamme das Almosen.

Zu den mannigfachen Zerstreuungen, welche den Aufenthalt auf der Esbekieh verkürzen, gehört vor allen die wunderliche Thierfamilie des herumziehenden Kuregati, die aus einem oder mehreren Affen, einem Esel, einem Hunde, einer Ziege und einigen Schlangen besteht. Der Affe tanzt, schlägt das Tamburin, reitet den Hund und Esel, und sammelt zuletzt Geld von den Zuschauern ein. Fortwährend mit ya walid soeir „o kleiner Knabe“ angerufen, muß er die Schlangen aus dem Sacke ziehen, in welchem sie zusammengerollt daliegen, und der Ziege kleine Klötze unter die Beine schieben, so daß ihre vier Füße wie zusammengebunden auf einem kleinen Raume dicht beieinander stehen.

Auf der breiten Straße für Wagen und Reiter, neben dem Platze der Esbekieh, zieht eine Abtheilung kriegerisch aussehender Baschi Bozuks vorbei, an ihrer Spitze zwei Paukenschläger, welche unaufhörlich und tactlos auf einige Pauken losschlagen. Die Leute der kleinen Abtheilung sind bis auf ein buntroth gekleidetes Mitglied grün uniformirt. Einer trägt, offenbar zum Staat, einen englischen Regenrock, andere tragen statt der Reiterstiefeln rothe Pantoffeln und haben die Stiefeln ausgezogen und an den Sattelknopf gehängt. Der Officier an der Spitze kaut behaglich an einem Stück Zuckerrohr, ein Soldat hinter ihm ißt einen großen

Ziegenkäse und ein anderer steckt sich an der brennenden Pfeife eines vorübergehenden Arabers eine Cigarre an. So reiten die Truppen des Vice-Königs zu irgend einer Uebung aus Kairo hinaus, über die Stelle hinweg, wo einst ein Thor stand. Der verstorbene Vice-König Aegyptens hat nämlich die neueren Stadtthore Kairo's, aus einer sonderbaren Antipathie gegen Stadtthore, sämmtlich schleifen lassen.

Die Schatten der Abendsonne, welche mit blutrothem Scheine hinter den Gebüschen der reizenden Nilinsel Rodah verschwindet, werden immer länger und die Finsterniß breitet sich plötzlich wie ein Schleier über das unruhige Kairo aus.

In leuchtender Pracht tauchen die ewigen Lichter am nächtlichen Himmel auf. Nur noch in dunklen, kaum erkennbaren Formen zeichnen sich die Umrisse der Häuser am Himmel ab, während das Rauschen der Palmenwipfel allmählich verstummt. Der kühlende Nordwind legt sich des Abends zur Ruh, um mit erneuerter Kraft am Morgen lustig in die Segel der Nilbarken zu blasen, welche jetzt müßig an den hohen Ufern des Nils hin und her schaukeln. Der Gesang des Moeddins von den Minarets herab fordert die frommen Anhänger des Propheten beim Anbruch der Nacht zum Gebet auf, dem vorletzten von den fünften, welche der Koran vorschreibt. Die großen, schweren, mit Eisen beschlagenen Thüren, welche die einzelnen Viertel der Stadt von einander trennen, schlagen die Wächter zu, schieben den mächtigen Riegel-Balken vor, und geben sich und ihr Viertel

in den Schutz Gottes und ſeines Propheten. Dann hocken ſie ſich, ihre Pfeife ſchmauchend, auf den Boden hin, um auf den Ruf und das Klopfen eines ſpäten Bewohners gegen das unvermeidliche Bakſchiſch Einlaß zu gewähren. Wie Leuchtwürmer tauchen in der Finſterniß hin- und herwandelnde Lichter auf. Wir gehen näher und überzeugen uns, daß jeder Bewohner Kairo's nach Sonnenuntergang nur mit einer Papierlaterne gehen darf, die ihn vor der Nachtwache ſchützt, welche eifrig nach dem Geſindel umherſpäht, das nur im Schutze der Finſterniß, mit Diebeslaternen verſehen, ſeinen Geſchäften nachſchleicht. Wir gehen die lange Straße des Koptenviertels entlang, ſteigen über die Leiber ſchlafender Hunde und ſchnarchender Wächter hinweg und gelangen zu jenem Kaffee, woſelbſt, von wenigen Oellämpchen erleuchtet, der eifrige Wirth und ſein Knabe den beturbanten Gäſten, die ringsherum auf Ankarebs ſitzen, den Mokka verabreicht. Auf dem Feuerheerde ſteht die große Blechkanne, die von Holzkohlen erwärmt wird, welche der Knabe, den Fleberwiſch hin- und herbewegend, in ſteter Glut erhält. Das Gemach des Kafé's iſt nur klein, von Rauch und Schwel erfüllt, die nach der Straße gekehrte Holzwand iſt von durchbrochenem Holzwerk mit Bögen verſehen. Die größte Häfte der Gäſte, die nur den niederen Ständen Kairo's, aber dem Aegypter von echtem Geblüt, angehören, ſitzt auf der Straße, ſorgſam ſich umſchauend, ob nicht ein ſchlafender Hund ihr Gewand berühre und es dadurch verunreinige. Sie ſchlürfen ihren Kaffee, rufen den Wirth, wenn das Täßchen ausge-

trunken, mit den Worten melium „er iſt voll", um augenſcheinlich gerade das Gegentheil auszudrücken, ziehen den Dampf aus der kollernden Waſſerpfeife oder dem gewöhnlichen Schibuk ein, während jener in der Ecke dort ſich aus der Goſeh das unerlaubte Vergnügen des Haſchiſchrauchens bereitet. Auf das Höchlichſte ergötzt, mit den Augen wohlgefällig blickend und den Kopf wie im Takte neigend, hören ſie den Erzählungen eines Bänkelſängers zu, der ihnen die Abenteuer alter arabiſcher Helden, Antar an der Spitze, in gereimter Proſa recitirt und mit der Dichterviole die herzſtärkendſten Verſe begleitet. Allgemeines Seufzen, das ſonderbare Zeichen des ungetheilteſten Beifalls, das hier und da ein langgedehntes Allah! (Gott) unterbricht, belohnt den Erzähler und Sänger nach jedem Abſchnitte.

Endlich ſteigt der Sänger vom Eſtrich hernieder, nimmt die Viole unter den Arm, zündet das Licht ſeiner Laterne an, und wandert nach Hauſe, während der Wirth die Lämpchen ſeiner Bude auslöſcht, ſich in ſein Gewand hüllt und zum Schlafe auf den Eſtrich ſtreckt. Einer nach dem andern verlaſſen die Gäſte das Kaffeehaus. Durch die engen, dunkeln Gaſſen, deren Häuſerwände matt vom Licht der Laterne erhellt ſind, wanken ſie ſchlürfenden Fußes nach Hauſe. Jedes Geräuſch, jede plötzliche Erſcheinung, mag ein Steinchen vom Dache fallen, oder ein Hund oder Katze ihnen in den Weg treten, oder eine Sternſchnuppe am Himmel aufblitzen, macht ſie zuſammenſchrecken. Ein kräftiges Stoßgebet gegen die böſen Geiſter oder die Ginnî und ihren

Oberſten, den Iblis oder Teufel, murmeln ſie unverſtändlich zwiſchen den Zähnen, in dem ſie kaum hörbar die Worte über die Lippen preſſen: „Gott ſchütze uns vor ihren Bosheiten! Konnte nicht der Stein von dem böſen Geiſt herabgeworfen ſein oder ein ſolcher in den Hund oder die Katze gefahren ſein, und iſt nicht die Sternſchnuppe ein böſer Pfeil, den Gott gegen den böſen Ginnî ſchleudert? Möge Allah den Feind des Glaubens damit durchbohren!“

Unter ſolchen Geſprächen, welche Zeugniß ablegen von dem kraſſen Aberglauben der Aegypter, erreichen ſie ihr Haus, klopfen mit dem eiſernen Schlägel mehrmals an die Thür, um Einlaß zu begehren. Sie verſchwinden endlich hinter der geſchloſſenen Pforte und mit ihnen iſt die Gaſſe öde und leer.

Der Kairenſer geht früh zur Ruh, etwa um 8 oder 9 Uhr unſerer Zeit nach. So ſehr er in ſeinen dichteriſchen Phantaſieen für die Nacht eine faſt ſchwärmeriſche Begeiſterung zeigt, ſo wenig entſpricht er dem Worte durch die That. Nur da, wo beſondere „Phantaſieen“ oder Luſtbarkeiten ſeiner harren, verſchmäht er es nicht bis zur Mitternacht aufzubleiben.

Wir ziehen unſere Straße weiter. Hier und da tönen die raſſelnden Klänge der Darabuke, welche den Geſang der ägyptiſchen Tänzerinnen begleiten, die in dem Hauſe irgend eines ägyptiſchen Wüſtlings oder vor einem Harem ihre lüſternen Tänze aufführen. Bei dem türkiſchen Karaul oder Wachtpoſten vorbei, der uns ſein Kimindero „Wer da“? zu-

ruft und mit unſerer Antwort ibn el belled „ein Sohn der Stadt“ zufrieden geſtellt iſt, biegen wir in die Nebenſtraße ein, wo die ſonore Stimme des Wächters den Ewigen mit den ſchönen durch die Nacht hinhallenden Worten beſingt: „ich preiſe die Vollkommenheiten des lebendigen Königs, der nicht ſchläft und nicht ſtirbt.“

Geſpenſterhaft glänzen im bleichen Mondenſcheine die weiß angeſtrichenen Häuſer der Esbekieh mit ihrem durchbrochenen Fenſterwerk und ihren hervorſpringenden Erkern, in zitternden Umriſſen zeichnen ſich die nickenden Gipfel der Dattelpalmen an dem dunklen Nachthimmel ab, während furchtſam flatternde Nachtvögel mitunter die Stille der heiligen Nacht unterbrechen.

Wir haben endlich unſer Ziel erreicht, klopfen mit dem eiſernen Schlägel an die wohlgeſchloſſene Hausthür, welche ſchlaftrunken der arabiſche Pförtner öffnet, um uns einzulaſſen. Müde legen wir das Haupt auf die Kiſſen, um von Kairo und Tauſend und eine Nacht zu träumen.

Das Nilboot.

In unſerer Zeit, wo die eiſerne Schiene und der Dampf das Hinderniß großer Entfernungen beſeitigt hat, gehört eine Reiſe nach dem Nilthale zu jenen alltäglichen Begebenheiten, die in England und Frankreich nach gerade Mode geworden ſind und die auch in unſerer deutſchen Heimath anfangen, ein immer zahlreicheres reiſeluſtiges Publikum anzulocken. Und in der That verdient kein Land mehr den Vorzug eines Reiſezieles, als gerade Aegypten. Die Phyſiognomie des ſo merkwürdigen Erdſtriches, welchen der Reiſende nach einer fünf- bis achttägigen Seefahrt von den Häfen Deutſchlands und Frankreichs aus zu erreichen im Stande iſt, bietet ihm gleich beim Eintritt ſo überraſchende Gegenſätze dar, daß ein bloßer Beſuch der Städte Alexandria und Kairo, die ſich etwa wie Berlin und Stettin zu dem

Binnenlande verhalten, die Mühen und Kosten der Reise hinlänglich lohnt. Wenn der Tourist auf seinem Wege bis zu den europäischen Einschiffungs-Häfen die winterlichen Stürme hat brausen hören, wenn er die dichte Schneedecke gesehen, die auf Stadt und Land wie ein blendendes Leichentuch liegt, während das halblichte Grau des December-Himmels das traurige Düster des landschaftlichen Lebens nur noch vermehrt, muß es ihn da nicht wunderbar überraschen, acht Tage später unter dem dichten grünen Laubdache blühender Bäume einherwandeln zu können in der milden Luft eines wohlthuenden Frühlings, unter dem reinsten Blau des ewig heiteren ägyptischen Himmels? Muß es ihn nicht in Entzücken versetzen, in den reizenden Gärten Schubra's, die ein schattiger Weg mit den nächsten Thoren Kairo's verbindet, hier die stille Myrthe, dort die duftende Rose zu pflücken, während an jenen Bäumen die reifen Früchte einladend zum Genuß winken? Fast wie ein schwerer Traum taucht in solchen Augenblicken innigster Lust und Freude Europa in düsteren Farben in seiner Erinnerung auf, und nur die brennende, dörrende Sonne des ägyptischen Sommers vermag ihm die Sehnsucht zu erregen nach den kühlen, schattigen Wäldern und dem frischen Wiesenteppich des heimathlichen Mutterlandes. Aber nicht durch den Himmel, nicht durch das milde Klima allein verdient Aegypten im vollsten Maße den Vorzug einer Winterreise, sondern auch durch die Leiden und Freuden des Lebens auf dem Nilboote wird der Reiz dazu noch bei Wei-

tem erhöht. Welch ein unerschöpflicher Stoff liegt nicht in diesem einen Worte „das Nilboot" verborgen? Die größte Lust und der bitterste Aerger, der ausgelassenste Humor und die entsetzlichste Langeweile, himmlischer Friede und teuflischer Streit, eine ganze Legion von Gemüths-Affecten, die in den schreiendsten Gegensätzen auf den froh-traurigen Nil-Reisenden einstürmen und ihm den gründlichsten Beweis liefern, daß das Facit der ganzen Reise nur aus zwei Hauptfactoren, dem kleinen Gelde und der größten Geduld besteht, bilden die Folie des Lebens auf dem Nilboote, dessen grelle Farben bis in das späteste Alter hinein sich nie aus der Erinnerung verwischen werden.

Ich versetze meine Leser mit einem Zaubersprunge nach Bulak, der Hafenstadt Kairo's. Hart an dem Ufer des Nil gelegen, ist dieser Ort seiner malerischen Lage wegen, mehr als einem Künstler die unschuldige Veranlassung geworden, von dem arabischen Janhagel mit bösen Fluchreden und noch schlimmeren Erdklößen verfolgt zu werden. Es ist früher Morgen. Ruhig und still fließt der Nil zwischen den hohen Ufern seines Bettes dahin, kein Lüftchen kräuselt die spiegelglatte Fläche seines Wassers. Graue Dämmerung verschließt die Aussicht nach der Ferne hin, und nur mit Mühe läßt sich eine lange Reihe von Häusern längs des Ufers erkennen, vor denen ganze Rudel von Hunden oder Bettler und arabisches Schiffervolk auf der bloßen Erde ruhen, während hier und da ein Schläfer auf dem erhöhten Ankareb von Palmenholz in tiefen Morgenschlum-

men verſunken iſt. Aber kaum erhebt ſich im Oſten der äußerſte Rand der glühenden Sonnenſcheibe, langſam und majeſtätiſch an dem welligen Horizonte der arabiſchen Wüſte emportauchend, um mit wunderbarem Purpurſchimmer die zackigen Gipfel des öden Mokattam zu übergießen, an deſſen Fuße, in Dämmerung gehüllt, die hochgeehrte Stadt der Kalifen ſchlummert, da ertönen von den luftigen Minarets zahlreicher Moſcheen durch die heilige Stille des Morgens hin die ernſten, feierlichen Klänge der blinden Thürmer, um den Gläubigen des Propheten den Preis und die Vollkommenheiten Gottes zu verkünden und ſie zum Wachen aufzufordern, da Gebet beſſer denn Schlaf ſei.

Das Lichtmeer, welches die kurze Morgendämmerung mit jenem plötzlichen Wechſel verſcheucht, der nur den tropiſchen Zonen eigen iſt, wo die Morgen- und Abendröthe unſerer Heimath unbekannte Phänomene ſind, dieſes blendende Lichtmeer hat die Schläfer wirkſamer, als die Stimme der Sänger aus der Ruhe erweckt und einen neuen Tag ihrem trägen Leben hinzugefügt. Die frommen Muslemin verrichten zunächſt das erſte der vom Koran vorgeſchriebenen fünf täglichen Gebete, nachdem ſie ſich Geſicht, Hände und Füße in der gebotenen Weiſe, fromme Sprüche murmelnd, mit Waſſer gereinigt haben. Der Paſcha in ſeinem Serail, der reiche Effendi in ſeinem Hauſe, der arme Araber auf der Straße und der muntere Schiffer auf ſeinem Boote, jeder wendet mit frommen Geberden das Antlitz in die Richtung nach Mekka und leitet mit den Worten: „Allahu

akbar: Gott iſt ſehr groß" ſein Gebet ein, das er bald ſtehend, bald liegend, bald die Hände erhebend, bald ſie ſenkend, halblaut vor ſich hinſpricht. Ein leiſer Nordwind beginnt allmälig zu wehen und ſetzt die zahlreichen Schiffe, welche, von jeder Geſtalt und zu allen Zwecken des Transportes dienend, in dichten Reihen nebeneinander am Ufer angepflockt ſind, in eine ſchaukelnde Bewegung, daß das Seitenholz der Planken mit lautem Knarren gegeneinander gerieben wird. An und auf den Schiffen bringt jede neue Minute neues Leben, neue Bewegung; dort werden Elephantenzähne und Gummi ausgeladen, welche der braune Gellâb weither von den Ländern des Sudan nach Cairo geführt hat, während hier Weizen und Gerſte, Mais und Durra eingeladen wird, um nach Alexandrien in die Speicher reicher Kaufmannshäuſer gebracht zu werden; hier prügelt ein Rais oder arabiſcher Schiffs-Capitain ſeine Matroſen durch, die ſich mit langen Sätzen vom Schiff auf das ſteile Ufer retten, um mit ſtiller Ergebung in das Unvermeidliche eine Stunde darauf wiederzukehren. Arabiſche Mädchen in ihrer einfachen Bekleidung, die Arme und Hände mit plumpen ſilbernen Spangen und Ringen geſchmückt, ſteigen den alten Gang vom Ufer zum Strome hinab, um Waſſer für den Tagesbedarf in den großen ſteinernen Krug zu ſchöpfen, den ſie hernach auf das Haupt ſetzen und im elaſtiſchen Gange zur niederen Hütte tragen. Der arme Waſſerträger füllt in gebückter Stellung ſeinen Ziegenſchlauch mit Waſſer, verbindet ihn ſorgſam mit den ledernen Riemen, um ſeinen

Inhalt mit dem lauten Rufe: „möge Gott mir Ersatz geben“ den Bewohnern in der Hafen-Stadt zum Verkauf anzubieten, wo allmälig das orientale Leben und Treiben jene anziehende Färbung des Seltsamen und Bunten gewinnt, die unzertrennlich vom Morgenländer und seinem Charakter ist. Vor einem Korbe süß schmeckender, saftiger Apfelsinen sitzt dort die blutarme Fellache. Sie ist mit einem einzigen blauen Gewande bekleidet, aber trotz ihrer Armuth hat sie sich auf das Koketteste nach Landessitte bemalt und geschmückt. Die Augen des grün gezeichneten, gebräunten Gesichtes sind mit Kochel schwarz gefärbt, ein silberner Ring hängt ihr um den Hals, während silberne Spangen an ihren Armen prangen und Ringe desselben Metalls in ihrer Nase, an ihren Ohrläppchen und an ihren mit der Hennapflanze braun gefärbten Fingern blitzen. Besorgt zieht sie bei dem Anblick der Europäer den Kopfzipfel ihres Kleides über die Augen, den bösen Blick fürchtend, ruft aber dennoch dem Vorübergehenden mit lauter Stimme die üblichen Worte des Orangenverkäufers zu: „Honig, o Apfelsinen, Honig!“ Da werden Rosen feil geboten mit der mystischen Anpreisung: „die Rose war ein Dorn, vom Schweiße des Propheten ist er aufgeblüht.“ Hier steht eine einzelne Dame in ihrem bauschigen, schwarzseidenen Ueberwurfe, den weißen Schleier vor das Gesicht gezogen, aus dem die schwarzen, feurigen Augen euch bald anlachen, bald verächtlich zu durchbohren scheinen. Eine schwarze Dienerin, ganz in Schneeweiß gehüllt, begleitet sie. Ein kleines Mädchen, das sich ihnen nähert, bietet

Hennablumen an mit den Worten: „o meine Gebieterin! Düfte des Paradieſes, Blumen der Henna!“ Jener Mann aber mit ſeinem Korbe voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel, o Zuckerwerk!“ Das iſt ein ſchlimmer Geſell, da er die Kinder und Dienſtboten veranlaßt, Nägel und andere Kleinigkeiten aus dem Hauſe zu ſtehlen, um dieſelben gegen ſeine Waare umzuſetzen. Eine Art von Gemüſe, Tonnus genannt, wird mit den Worten feil geboten: „o wie ſüß das kleine Söhnchen des Fluſſes!“ die Citrone dagegen mit dem Ausrufe: „Gott mache ſie leicht, o Citrone!“ und die geröſteten Kerne einer Art Waſſermelone mit dem Schrei: „o Tröſter Deſſen, der in Noth, o Kerne!“ Dort zieht eine Heerde krummnaſiger, langhaariger Ziegen vorüber, hinter ihr die Verkäuferin der Ziegenmilch, welche fortdauernd ya leben „o Milch!“ ſchreit. Dort ſtürzt ein wilder Haufe ſchwarzhäutiger Büffel in das Waſſer hinein, während jene Schaar leichtfüßiger Eſel mächtige Staubwolken am Ufer emporwirbeln läßt und ſeinen Durſt neben der Büffelheerde löſcht. Mit dem laut tönenden Geſchrei und Geſang, ohne welchen hier zu Lande keine, auch nicht die kleinſte Arbeit verrichtet wird, werden hier zum Bau eines neuen Hauſes Steine und Holz von Weibern und Kindern herbeigeſchleppt, während der eigentliche Maurer mit dem landesüblichen Zunder, aus getrocknetem Pflanzenmark beſtehend, ſeine Pfeife mit derſelben ſtoiſchen Ruhe anzündet, die unſern Maurern und ihrem naſſen Schwamm einen ſprüchwörtlich gewordenen Ruf im Munde des Volkes verſchafft haben. — Aegypten

iſt das Land der ſeltſamſten Extreme, die ſich hier ebenſo ſchnell berühren und miſchen, als ſie ſich trennen und von einander ſcheiden. Ein auffallendes Beiſpiel bietet die braunhäutige Kaſte des Schiffervolkes dar, das von allen Aegyptern unſtreitig das fleißigſte und faulſte, das ſanftmüthigſte und brutalſte Geſchlecht iſt, auf das die ägyptiſche Sonne herniederſcheint. Betrachte mir doch Einer jene laut ſchwatzende Gruppe von Schiffern, die nur mit einem Gewande bekleidet, auf dem Ankareb des ſchmutzigen Kaffeehauſes ſitzen, den ſchwarzen Trank aus kleinen Täßchen laut ſchmatzend hinunterſchlürfen und aus dem langen Schibuck oder der bauchigen Goſe den Dampf des einheimiſchen belledi-Tabackes oder des perſiſchen Tambaki in die Luft blaſen, als ſeien ſie ſo frei, wie der Paſcha in ſeinem Serail. Und doch muß man wiſſen, daß ſie ſehnſüchtig von jenen Reiſenden erwartet werden, die noch heute in der Frühe auf dem gemietheten Nilboote eine Reiſe in das obere Land antreten wollen und voller Unruhe ihrer nöthigen Schiffsmannſchaft harren. Luſtig bläſt der günſtigſte Wind von Norden her, das Nilboot hin und herſchaukelnd, während die Herren Reiſenden ohne Schiffer die alleinigen Bewohner des Bootes ſind und faſt neidiſch auf die zahlreichen Schiffe hinblicken, deren ſchwellende dreieckige Segel im ſchnellen Fluge vor den Augen der geärgerten Franken vorbeiziehen. Nach und nach findet ſich im Verlauf von Stunden der eine oder der andere Matroſe ein, keuchend und laufend, als habe er die ſchwierigſte Arbeit der Welt vollbracht; zum Schluſſe er-

ſcheint der Rais, der Capitain des Nilbootes, auf welchen ſich zunächſt die Vorwürfe der Reiſenden häufen. „Bei dem Leben Eures Hauptes“, erwidert er gelaſſen, „es war noch viel zu thun, aber ſo Gott will, werden wir gegen Abend abfahren können!“ „So Gott will! inschallah!“ brüllt ihm im Chorus der Matroſenhaufe nach. „Wie, gegen Abend?“ entgegnen ihm die Reiſenden. „Steht nicht im Contract geſchrieben, daß das Boot heute früh zur Abfahrt fertig ſein ſolle? Iſt das nicht vom Conſul geſchrieben und beſtätigt, und wir ſollen jetzt bis zum Abend warten, nachdem der ganze Morgen verſtrichen iſt? Siehſt Du nicht den prächtigen Wind, der uns in einer Stunde längſt bis nach Giſeh gebracht haben würde?“ — Gott iſt barmherzig!“ erwidert mit derſelben Ruhe der Rais, „er erhalte euch den Conſul bei langem Leben. Jetzt abzufahren, iſt unmöglich. Abfahrt am Morgen bringt Kummer und Sorgen! und iſt heute nicht das große Feſt der Schlachtung, an welchem Ibrahim ſeinen Sohn Iſaak Gott opferte und jeder fromme Muslim ſeinen Hammel vor der Thür ſeines Hauſes oder auf dem Schiffe ſchlachtet? O Hawagat, denket an Ibrahim, ſchenket uns einen Hammel und die Reiſe wird ſehr glücklich werden, in 14 Tagen werden wir in Aſſuan ſein, ſo Gott will! inschallah!“ Das wird nun vom Munde Aller wiederholt. Der Araber kennt den Werth der Zeit nicht, die Reiſenden haben die erſte Geduldsprobe in Aegypten zu beſtehen, und während ſie in ſtiller Reſignation den Beutel ziehen, um dem Schiffervolke den gewünſchten Opfer-

iſt das Land der ſeltſamſten Extreme, die ſich hier ebenſo ſchnell berühren und miſchen, als ſie ſich trennen und von einander ſcheiden. Ein auffallendes Beiſpiel bietet die braunhäutige Kaſte des Schiffervolkes dar, das von allen Aegyptern unſtreitig das fleißigſte und faulſte, das ſanftmüthigſte und brutalſte Geſchlecht iſt, auf das die ägyptiſche Sonne herniederſcheint. Betrachte mir doch Einer jene laut ſchwatzende Gruppe von Schiffern, die nur mit einem Gewande bekleidet, auf dem Ankareb des ſchmutzigen Kaffeehauſes ſitzen, den ſchwarzen Trank aus kleinen Täßchen laut ſchmatzend hinunterſchlürfen und aus dem langen Schibuk oder der bauchigen Goſe den Dampf des einheimiſchen belledi-Tabackes oder des perſiſchen Tambaki in die Luft blaſen, als ſeien ſie ſo frei, wie der Paſcha in ſeinem Serail. Und doch muß man wiſſen, daß ſie ſehnſüchtig von jenen Reiſenden erwartet werden, die noch heute in der Frühe auf dem gemietheten Nilboote eine Reiſe in das obere Land antreten wollen und voller Unruhe ihrer nöthigen Schiffsmannſchaft harren. Luſtig bläſt der günſtigſte Wind von Norden her, das Nilboot hin und herſchaukelnd, während die Herren Reiſenden ohne Schiffer die alleinigen Bewohner des Bootes ſind und faſt neidiſch auf die zahlreichen Schiffe hinblicken, deren ſchwellende dreieckige Segel im ſchnellen Fluge vor den Augen der geärgerten Franken vorbeiziehen. Nach und nach findet ſich im Verlauf von Stunden der eine oder der andere Matroſe ein, keuchend und laufend, als habe er die ſchwierigſte Arbeit der Welt vollbracht; zum Schluſſe er-

ſcheint der Rais, der Capitain des Nilbootes, auf welchen ſich zunächſt die Vorwürfe der Reiſenden häufen. „Bei dem Leben Eures Hauptes“, erwidert er gelaſſen, „es war noch viel zu thun, aber ſo Gott will, werden wir gegen Abend abfahren können!“ „So Gott will! inschallah!“ brüllt ihm im Chorus der Matroſenhaufe nach. „Wie, gegen Abend?“ entgegnen ihm die Reiſenden. „Steht nicht im Contract geſchrieben, daß das Boot heute früh zur Abfahrt fertig ſein ſolle? Iſt das nicht vom Conſul geſchrieben und beſtätigt, und wir ſollen jetzt bis zum Abend warten, nachdem der ganze Morgen verſtrichen iſt? Siehſt Du nicht den prächtigen Wind, der uns in einer Stunde längſt bis nach Giſeh gebracht haben würde?“ — Gott iſt barmherzig!“ erwidert mit derſelben Ruhe der Rais, „er erhalte euch den Conſul bei langem Leben. Jetzt abzufahren, iſt unmöglich. Abfahrt am Morgen bringt Kummer und Sorgen! und iſt heute nicht das große Feſt der Schlachtung, an welchem Ibrahim ſeinen Sohn Iſaak Gott opferte und jeder fromme Muslim ſeinen Hammel vor der Thür ſeines Hauſes oder auf dem Schiffe ſchlachtet? O Hawagat, denket an Ibrahim, ſchenket uns einen Hammel und die Reiſe wird ſehr glücklich werden, in 14 Tagen werden wir in Aſſuan ſein, ſo Gott will! inschallah!“ Das wird nun vom Munde Aller wiederholt. Der Araber kennt den Werth der Zeit nicht, die Reiſenden haben die erſte Geduldsprobe in Aegypten zu beſtehen, und während ſie in ſtiller Reſignation den Beutel ziehen, um dem Schiffervolke den gewünſchten Opfer-

hammel zu zahlen, geht die Hälfte der Mannschaft, angeblich zum Ankauf des Thieres, auf's Neue an's Land, die andere Hälfte legt sich zum Schlafe nieder, und es bleibt den werthen Reisenden überlassen, in einer Atmosphäre von Staub und Sonnengluth den ganzen lieben Tag auf dem Schiffe zu sitzen, das wir uns in bequemster Ruhe betrachten können.

Alle Geschäfte, welche mit dem Personen- und Waarentransporte in Verbindung stehen, werden in Aegypten auf der großen Wasserstraße des Niles betrieben. Die Beförderung zu Lande ist zunächst aus Mangel an Landstraßen rein unmöglich. Bereits im Alterthume war der Nil, der in langer, oft vielfach gewundener Linie das Land durchfließt, die einzige Straße; der Begriff der Locomotive knüpfte sich so eng an diesen Wasserweg, daß sich die alten Aegypter in ihren theologischen Anschauungen selbst die höchste Gottheit, den Sonnengott Ra, auf einem himmlischen Nil, in einem Nilboote von Osten nach Westen fahrend, vorstellten. Unter den Schiffen, welche heut zu Tage als Mittel des Personentransportes dienen, nimmt die sogenannte Dahabieh, wörtlich „die goldene", den ersten Rang ein, ein wahres schwimmendes Haus auf dem Nil, das beliebte Schiff der europäischen Reisenden. Den Hauptantheil des bequemen Nilbootes bildet die Kajüte, aus einem Wohnzimmer, einem Badezimmer und einem Schlafzimmer bestehend, mit Glasfenstern, Vorhängen, Divans und Wand-Spindchen versehen; oben auf dem Hintertheil derselben hockt der Steuermann ganz dicht neben der Flaggenstange, an welcher ein kleines

Segel, Belikon genannt, befeſtigt iſt. Vor der Kajüte iſt der längſte Raum des ganzen Nilbootes. Hier handthieren Rais und Matroſen, wiewohl ſie ſich nur bis zu einer gewiſſen Grenze dem Vorraum der Kajüte nähern dürfen. An dem Vordertheil des Schiffes, neben dem Maſtbaum, welcher das große lateiniſche Segel trägt, iſt die einfach conſtruirte Küche angebracht, in welcher der arabiſche Koch in hockender Stellung ſeine Kunſtfertigkeit bewährt, während in einiger Entfernung durch den großen Waſſerkrug, sir genannt, das Nilwaſſer rein und klar durchſickert. An dem Maſtbaume hängt die thönerne Handtrommel oder die Darabuka neben dem bunt ausgelegten Tambourin, Beides Lieblingsinſtrumente der arabiſchen Virtuoſen auf dem Nile. Außer dem Rais, dem Führer des Schiffes, und etwa einem Dutzend von Matroſen, die aus Aegypten, Nubien oder dem Sudan gebürtig ſind und ſich in allen Hautfarben präſentiren, ſind der Koch und der Dragoman nothwendige Begleiter der Reiſe. Der letztere iſt entbehrlich, wenn der Reiſende der arabiſchen Sprache mächtig iſt. Iſt das nicht der Fall, ſo muß ein Drogoman oder Dolmetſcher gemiethet werden. Es finden ſich davon ſo viele in Alexandrien oder Kairo, daß ſie, wie im Alterthum, eine förmliche Kaſte bilden. Sie ſind liſtig, verſchlagen, betrügeriſch, kriechend und wiſſen dem Reiſenden auf alle mögliche Weiſe das Geld aus der Taſche zu locken. Viele davon gehören dem gebildeten, aber verarmten Araberthume an; es ſind arme Gelehrte, von denen mancher ſich rühmt, arabiſche Werke oder

Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen oder in das Arabiſche gemacht zu haben. Die fremden Sprachen, meiſt franzöſiſch und engliſch, haben ſie durch den Umgang mit Reiſenden oder auf europäiſchen Schulen kennen gelernt, wohin ſie auf Befehl der Vice-Könige ihrer Ausbildung wegen geſandt worden waren. Können ſie nach ihrer Rückkehr in das Heimathsland die erworbenen Kenntniſſe nicht verwerthen, oder erhalten ſie Stellungen, die ihnen nicht zuſagen, ſo werden ſie Diener oder Dolmetſcher der Europäer zu Lande und zu Waſſer. Baron Neimans, der leider in der Blüthe ſeines Lebens in Cairo verſtorbene Reiſende, der ſich die Auffindung des unglücklichen Dr. Vogel in Wadai in edler Begeiſterung als Reiſeziel geſetzt hatte, war von einem deutſch ſprechenden Diener begleitet, welcher zur Schaar jener übermüthigen Aegypter gehört hatte, die vor mehreren Jahren in Berlin durch ihre Widerſpenſtigkeit aufgefallen waren. Ich ſelbſt hatte einen franzöſiſch ſprechenden Diener, der in Paris mediciniſche Studien getrieben hatte und vom Vice-Könige Abbas Paſcha zum General-Director ſämmtlicher Schulen des Sudan nach ſeiner Rückkehr erhoben war. Man muß nämlich wiſſen, daß im Sudan wilde Negerhorden in adamitiſchen Zuſtänden leben und eine ſolche Beförderung nur den ironiſch ausgeſprochenen Befehl einer Verbannung enthielt. Der gebildete Mohammed zog es vor, in meine Dienſte zu treten, und ſo hatte ich denn die Ehre, von einem Ex-General-Director ſervirt zu werden. Wie trotz ſeiner Bildung, (er war vier Jahre lang in Paris geweſen), ſeine

Anſchauungen noch orientaliſch kurios geblieben waren, bewieſen mir mehrere ſeiner Antworten. Als ich einſt in Theben der großen ſommerlichen Hitze erlegen war und in meiner Krankheit treu und ſorgſam von ihm gepflegt wurde, lobte ich ihn ſeiner pünktlichen Dienſte wegen. „Ja, Herr," erwiderte er naiv, „warum ſollte ich Dich nicht pflegen? Wenn Du ſterben ſollteſt, wäre ich ja wiederum ohne Nahrung." Er hatte ſich kurz vor ſeiner Abreiſe mit mir nach Oberägypten verheirathet. Als ich ihn fragte, wie er ſeine Frau kennen gelernt habe, ſagte er mir: „Ich hatte ſie vor der Verheirathung nie geſehen. Meiner Mutter hatte ich mitgetheilt, daß ich eine Frau mit den und den Augen, dem und dem Munde, dem und dem Wuchſe und von dem und dem Alter haben möchte. Sie hat überall geſucht und endlich in dem Harem eines Arabers eine treffliche Frau gefunden, mit der ich ſehr glücklich lebe. Ihr Franken ſeid unglücklicher daran; Euer Verſtand wird ſtets vom eigenen Auge beſtochen, während das Mutterauge ganz anders prüft, da ſie mit Beſonnenheit und Ruhe bei ihrer Wahl, nur für das Glück des Sohnes bedacht, zu Werke geht." Ich mußte über dieſe Art von Commiſſion lächeln, bin aber feſt überzeugt, daß ihm manche europäiſche Mutter Recht gegeben hätte. Außer dieſen Perſonen, welche zum Dienſt der Reiſenden ſtehen, giebt es auf dem Nilboote andere lebende Weſen, die dem Reiſenden beſonders in der Nacht Geſellſchaft leiſten und von ſeinem Hab und Gut, von dem Zucker und Reis an bis zu den ledernen Koffern hin, in der um-

fangreichsten Weise zehren. Vor allen sind dahin die großen Wasserratten zu zählen, die bei Nacht so tolle Sprünge zu machen pflegen, daß sie selbst die Lagerstätte und den schlafenden Körper der Reisenden als Platz ihrer Exercitien wählen. Um sich einigermaßen vor ihren Zudringlichkeiten zu retten, muß der arme Reisende eine neue Art von Gesellschafter aus dem Katzen-, Ichneumonen- oder Affengeschlechte zuziehen, als erbfeindliches Gegengift wider das Rattengeschlecht und deren wüstes nächtliches Treiben.

Inzwischen ist die Sonne immer höher und höher gestiegen, die Thürmer haben bereits von den Minarets zum Mittaggebet gerufen. Die Schiffsmannschaft, welche zum Kauf des Opferhammels ausgegangen war, ist immer noch nicht zurückgekehrt. Der Rais des Nilbootes erbietet sich, die Schiffer in den Straßen der Hafenstadt Bulak zu suchen. Man sendet ihn aus. Ganze Stunden verfließen auf's Neue und bereits hat der Thürmer die Gläubigen zum Nachmittaggebet aufgefordert, aber vom Rais und den Matrosen ist keine Spur zu sehen noch zu hören. Die ungeduldigen Reisenden müssen das Schiff verlassen, um die zerstreute Heerde selber zu sammeln. Nach langem Suchen finden sie die Vermißten insgesammt in einem Kaffeehause sitzend und den Romanen eines Erzählers zuhörend, der seine Märchengeschichten mit den kläglich jammernden Tönen der arabischen Viola unterschiedliche Male begleitet. Das Wiedersehen zwischen den Reisenden und der abtrünnigen Schiffsmannschaft nimmt insofern den Charakter des

Rührigen an, als die ersteren, die Rolle der Geduldsengel aufgebend, den ägyptischen Kurbatsch, eine aus der Haut des dickfelligsten Thieres, des Hippopotamus, geschnittene Peitsche, in lauten Schlägen auf den Rücken der ehrsamen Schiffer fallen lassen, die eiligst Pfeife und Kaffee im Stiche lassen und den schuldigen Gehorsam nicht mehr versagen. Sind alle Geduldsproben bis auf's Höchste erschöpft, so widersteht der gemeine Araber der Nilpferdpeitsche in keiner Weise.

Schon neigt sich die Sonne dem westlichen Horizonte zu; endlich ist die Mannschaft versammelt, und es fehlt vom sonstigen lebenden Inventar der einzige Opferhammel, dessen klingender Werth sich indeß bereits zu gerechten Theilen in den Händen der Matrosen befindet. Der schöne Nordwind von der Frühe hat allmälig in seiner Stärke zu blasen aufgehört, so daß der Rais die unmaßgebliche Meinung äußert, es sei doch besser, da der Abend nahe sei und in der Nacht Windstille einzutreten pflege, die Abfahrt bis zum andern Morgen aufzuschieben, wo man „inschallah" bequemer abreisen könne. Die eigensinnigen Reisenden lassen sich indeß auf keine weiteren Unterhandlungen ein, und es wird die schleunigste Abfahrt anbefohlen. Nun tummelt und rüstet man sich. Unter vielfachem Schreien und Lärmen wird das Nilboot vom Ufer abgestoßen, und mit dem lauten Rufe: „ya allah!" („o Gott!") wird das Schiff in die Strömung gebracht und das große Segel gelöst und entfaltet. Mit lautem Ge-

plätſcher durchſchneidet das Boot, von den letzten Stößen des Abendwindes getrieben, die klaren Fluthen des Nil. Die Reiſenden, welche gewöhnlich mehr Zufall und Nothwendigkeit, als Neigung und Wahl als Reiſegefährten auf Wochen und Monate zuſammengeführt hat, wünſchen ſich gegenſeitig Glück zur Fahrt in das obere Land, und die faſt geſchwundene Heiterkeit kehrt auf ihre Mienen zurück. Voller Behagen ſchauen ſie auf die Ufer rechter und linker Hand, unterhalten ſich im Voraus von Krokodilen und bemooſten Denkmälern oder orientiren ſich in dem roth eingebundenen Murray, dem unvermeidlichen Begleiter aller Nilreiſenden.

Zur linken Hand, auf dem öſtlichen Ufer des Fluſſes, gleitet das Nilboot an der ſtattlichen Reihe von Häuſern, Villen und Serails türkiſcher Paſchas vorbei, deren blendendes Weiß gar ſeltſam von dem ſaftigen Grün der Bäume abſticht, aus deren Mitte ſie ſich in Würfelgeſtalt erheben. Darüber hinweg ragt in der Ferne ein Meer von Häuſern, welche die dem Norden zugewandten hölzernen Luftfänge wie Souffleurkaſten auf den platten Dächern zeigen. Zahlreiche Moſcheen, mit dem Abzeichen des Islam, dem Halbmond, auf der Spitze, ſtrecken ihre luftigen Minarets in den blauen Aether hinein. Ueber Alles majeſtätiſch hebt ſich auf der Spitze des Felſens, der die Citadelle Cairo's einſchließt, vom dunklen Hintergrunde des Mokattam-Gebirges ab die Moſchee Mohammed Ali's, zugleich das Grab und die Gebeine des Stifters der heutigen herrſchenden Dynaſtie in Aegypten einſchließend. In roſig violettem

Lichte ſpiegeln die Alabaſterwände dieſes prächtigen Tempels des Islam, während ihre faſt zu ſchlanken Minarets im Schimmer der untergehenden Abendſonne den Gläubigen des Propheten das wahre Zeichen des Islam in weiter Ferne zeigen. Auf der rechten Seite des Ufers bietet die Landſchaft jenes einfache Bild dar, das ſich überall in Aegypten wiederholt und den eigentlichen Charakter des Landes ausmacht: Mais- und Durra-Felder wechſeln mit Palmen-Gruppen und einzelnen Sykomorenbäumen ab, während die ſchwarzen Dörfer der Fellahinen mit ihren hohen Taubenhäuſern ſtellenweiſe die grünen Flächen unterbrechen und dem Auge angenehme Ruhepunkte darbieten. Ein langer gelber Streif im Hintergrunde zeigt uns die Grenze an, wo das Reich der ungeheuren Wüſte beginnt. Hinter dem Dorfe Giſeh erheben ſich die Markſteine der Weltgeſchichte, die großen Pyramiden, Grabmäler alter Pharaonen, die ſich gruppenweiſe, über 70 an der Zahl, bis zu der Landſchaft Fayum, dem Roſengarten Aegyptens, in ununterbrochener Folge ausdehnen; und wie rieſige Zeiger der Natur drehen ſich ihre langen ſchwarzen Schatten auf dem gelben Sande des Wüſtenplateaus. Die Sonne iſt zur Ruhe gegangen, und der finſtere Nachthimmel hat das Licht des Tages in ſchnellem Wechſel verdrängt; im weißen, hellen Scheine tauchen die Sternbilder am ägyptiſchen Himmel auf, während im flimmernden Glanze das Zodiakal-Licht ſeine rieſige Pyramide am nördlichen Horizonte aufbaut. Im eiligen Laufe ziehen die Heerden auf den gewundenen Dämmen

den Hütten der Menſchen zu, und bald herrſcht eine tiefe Stille im ganzen Nilthale. Von ſchwachem Winde getrieben, zieht das Nilboot langſam ſeine Furchen im Waſſer. Die Matroſen, müßig auf dem Vordertheil des Bootes hockend, zünden die Schiffslaternen an, in deren Lichte Tauſende von Moskitos und ſchwarzer ſummender Käfer ihren ſchleunigen Tod finden. Die Darabuka und das Tambourin ſteigen vom Flock des Maſtbaumes nieder und werden von den Händen der arabiſchen Schiffer taktförmig in raſſelnde Bewegung geſetzt; lauter Geſang, zu dem mit den Händen der Takt geſchlagen wird, ertönt aus den Kehlen der munteren Naturkinder. Der Text der Lieder, die ſie mit offenbarer Anſtrengung herſingen, betrifft ſtets unglückliche Liebe. Nach ihrer Anſchauung iſt die Liebe eine Krankheit, von der nur ein Arzt in der Welt heilen kann, und das iſt die Geliebte. Aus beſonderer Achtung wird nur masculini generis von ihr geſprochen, da, wie es den Anſchein hat, in der arabiſchen Grammatik das weibliche Geſchlecht in beſonderer Mißachtung ſteht. Hundertmal wiederholen die Sänger die Worte: „Ya leleh! Ya leleh!“ („O Nacht! o Nacht!“) und ſtöhnen dazu, nur aus innerſter Befriedigung, ſo tiefe Seufzer aus, daß ein Uneingeweihter darauf ſchwören möchte, die ganze Geſellſchaft ſei in dem Zuſtande der höchſten Verzweiflung. Seufzen und Stöhnen entſpricht indeß bei dem Araber unſerem da Capo, wird aber auch oft durch ein langgedehntes „Allah!“ („Gott!“) erſetzt. Die arabiſche Muſik theilt das Schickſal unſerer vielbeſprochenen Zukunfts-

muſik, ſie iſt anfänglich europäiſchen Ohren äußerſt zuwider, allein durch oftmaliges Anhören derſelben gewinnt man leicht Gefallen und Geſchmack daran und duldet gern den melancholiſchen, lamentablen Geſang der Nilſchiffer. Wenn die Reiſenden ihre Befriedigung über eine derartige muſikaliſche Soirée den Sängern ausgeſprochen haben, ſo laſſen die Letzteren elbige im Geſange leben und beſchließen die ganze Scene mit einem Tanze eigener Art. Ein rüſtiger junger Burſche, wie alle Matroſen nur mit einem dünnen Gewande bekleidet, tritt, mit einem dicken Stocke bewaffnet, in den Kreis der Geſellſchaft, deren Geſicht beim Widerſchein des Laternenlichtes grinſende Freude ausdrückt; der Tänzer ſtellt den Stock vor ſich hin, faßt ihn am oberen Ende und dreht ſich um denſelben herum, wobei er mit ſtampfenden Füßen und mit den drolligſten Bewegungen aller Gliedmaßen des Körpers den Tanz der ägyptiſchen Gawaſi nachzuahmen ſucht. Lautes Freudengeſchrei und langes Lachen beweiſen, daß die Leiſtungen des improviſirten Tänzers die Erwartungen der Matroſen übertroffen haben. Er will den Tanz von Neuem beginnen, immer lauter wird die Darabuka geſchlagen, immer toller raſſelt das Tambourin, da plötzlich ſtürzt der Tänzer zu Boden, die Zuſchauer werden nach einer Seite hin geſtoßen, und Teller und Gläſer klirren und klappern in der Kajüte. Der Matroſe, welcher den Strick hält, mit dem das große Segel an ſeinem unteren Ende an der inneren Planke des Schiffes befeſtigt iſt, ſchürzt eiligſt den Knoten auf, das Segel flattert in der Luft, und

das Nilboot ſchwankt unruhig hin und her. Mit lautem Rufe ſpringt die ganze Schaar in das Waſſer, und mit den Tönen: „Helissa ja helissa!" ſtemmen ſich die braunen Geſtalten gegen den Bauch des Schiffes, das ein jäher Windſtoß auf eine Sandbank geführt hat. Der Rais ſchreit wie wahnſinnig: „had essekin!" („gieb das Meſſer!") endlich findet er daſſelbe, und mit unverſtändlichem Murmeln führt er gewaltige Hiebe mit einem großen Küchenmeſſer gegen die leere Luft. Mit gerechtem Erſtaunen ſchauen die Reiſenden die ſeltſame Handlung an, ohne auf ihre Fragen von dem geſchäftigen Luft-Ritter einer Antwort gewürdigt zu werden. Der Wind hat ſich wieder beruhigt, der Rais legt das Meſſer bei Seite und erklärt den erſtaunten Reiſenden, daß es ihm mit Gottes Hülfe gelungen ſei, den heftigen Windſtoß zu ſchneiden. Derartige Proceduren gibt es dutzendweiſe bei den Aegyptern, und die Nilſchiffer vertrauen den abergläubiſchen Handlungen bei Weitem mehr, als den Erfahrungen und den geſchickteſten Manipulationen ihres Handwerks.

Der Mond, welcher am öſtlichen Horizonte als dunkelrothe große Scheibe emporgetaucht iſt, und deſſen Licht von den gekräuſelten Wellen des Stromes in tauſendfachem Farbenſpiel gebrochen wird, gibt der Landſchaft einen neuen Reiz. Die hohen Palmen malen ſich wie Silhouetten klar und ſcharf im Hintergrunde an dem Nachthimmel ab, die fernen Dörfer erſcheinen wie rieſige Gräber der Vorzeit, und der Nachtvogel, ſowie ein zahlloſes Heer von Fleder-

mäuſen umflattert mit lautem Gekreiſche das dichte Laubdach jener Sykomore, an deren Fuße beim flackernden Feuer ein Büffel mit verbundenen Augen das knarrende Waſſerrad dreht. Da der Wind ſich vollſtändig gelegt hat, ſo muß die Barke Halt machen, und als Hafen wird der Platz am hohen Ufer in der Nähe der Schöpfmaſchine gewählt. Matroſen ſpringen an's Ufer, ſchlagen einen Pflock in die Erde, befeſtigen daran das Nilboot und zünden von Durraſtroh ein helles Feuer an, um das ſich bald die ganze Schaar im Kreiſe herumſetzt, um das einfache Mahl zu bereiten und die Glieder bei der Kühle des Nachtthaues zu erwärmen. In eine große Schüſſel, die den Reiſenden zugleich als Waſchgefäß dient, werden die gekochten Bohnen hineingeſchüttet, und die ganze Geſellſchaft taucht die Hände in den allgemeinen Eßnapf, um das einfache Mahl zu genießen, das mit den Worten eingeleitet wird: „im Namen Gottes, des Allerbarmers und des Barmherzigen.“ Das Geſchäft des Eſſens iſt ſchneller als jede übrige Arbeit vollendet, und mit den Worten: „Lob und Preis ſei Gott!“ fahren ſie mit dem rechten Finger der rechten Hand in der Schüſſel herum, um nichts von der lieben Gottesgabe übrig zu laſſen; ſie ſuchen ſelbſt die kleinſten Brodkrumen von der Erde auf, da das Brod bei den Muslimen in der höchſten Achtung ſteht.

Nach der Mahlzeit muß nothwendigerweiſe geraucht werden, und die lange Pfeife geht in brüderlicher Eintracht im Kreiſe herum. Hier und da zieht es ein Matroſe vor, die ägyptiſche Waſſerpfeife oder die Goſe anzuzünden und

sich durch den verbotenen Haschisch in einen berauschenden Zustand zu versetzen. Zuletzt hüllen sie sich in ihre Burnus ein und schlafen auf dem offenen Verdeck des Schiffes.

An dem Ufer des Flusses, da, wo das Schiff befestigt ist, tauchen plötzlich die Gestalten dreier Araber empor, welche mit Stöcken, Lanzen oder langen Gewehren bewaffnet sind. Wie alte Bekannte hocken sie am Feuer nieder, langen ihre Pfeifen hervor, die sie nach arabischer Sitte auf dem Rücken tragen und zwischen Haut und Gewand gesteckt haben. Es sind das die Wächter, welche jeder Ort verpflichtet ist, den Reisenden des Nachts als Wache und Schutz zu stellen. Hauptsächlich ist es auf das Geldgeschenk abgesehen, das der Europäer für die liebevolle Sorgfalt widmen muß, die indeß einzig und allein darin besteht, daß die Wächter, neben dem Feuer lang ausgestreckt liegend, den Schlummer der ganzen übrigen Welt theilen, im Vertrauen auf das gute Ohr der Reisenden und im Nothfall sogar auf den Schutz der wohlbewaffneten Fremden.

Unvergleichlich schön und frisch sind die Wintermorgen in Oberägypten. Der kühle Nordwind treibt das Nilboot im raschen Laufe aufwärts, und die Landschaft, wenn auch einfach in ihren Theilen, bietet dennoch für das Auge angenehm wechselnde Bilder in den saftigsten Farbentönen dar. Hier kriechen aus den schwarzen Erdhütten, aus welchen die Dörfer der Araber bestehen und die aus bloßem getrockneten Nilschlamm aufgeführt sind, die gebräunten Gestalten der Fellahin hervor, sich zu verschiedenem Tagewerke

rüſtend. Dort ſchreiten langſam und gravitätiſch, mit ihrer ſchweren Laſt auf dem höckrigen Rücken, lange Reihen von Kameelen auf den hohen Dämmen einher, während hier der arme Araber begleitet von Frau und Kind, auf ſeinem ſchnellfüßigen Eſel ſitzend, zu Markte nach der nächſten Stadt zieht. Auf munterem Roſſe traben hinter ihm her ein Paar Söhne der Wüſte, dicht in den kameelhärenen Burnus gehüllt, der uns kaum das hagere, dunkelbraune Antlitz der Beduinen mit den kleinen Augen erkennen läßt. Ein langes Gewehr hängt über den Rücken, ein breites Meſſer ſteckt in dem Gürtel, und die Hand hält den langen Speer, deſſen Spitze mit einem ſeltſamen Schmucke ſchwarzer Straußfedern geziert iſt. Hier wiederum ziehen in friedlicher Eintracht Kameel und Büffel den Pflug, während dort hochbeinige weiße Reiher in großen Schaaren an dem äußerſten Rande des ſteilen Ufers ſitzen, ohne die Nähe des wandernden Arabers zu fürchten, der dicht bei ihnen vorüber ſeine Straße fürbaß zieht, während mit lautem Flügelſchlage unſere europäiſchen Zugvögel dem Süden zueilen. Bald tritt die Wüſte in der Geſtalt eines felſigen, vegetationsleeren Bodens bis an das Ufer des Fluſſes heran, dem Culturboden nur ein ſchmales Gebiet überlaſſend, während an anderen Stellen die ſteilen, vegetationsleeren Kalkfelſen mit ihren Gräbern und Grotten aus altägyptiſcher Vorzeit faſt ſenkrecht in den Fluß abfallen.

In nächſter Nähe fliegt, vom günſtigen Winde getrieben, das Nilboot vorüber, ohne den Reiſenden Zeit zu gönnen, prü-

fende Blicke auf die menſchlichen Spuren der Altzeit zu werfen. Kleine Inſeln, mit wenigem Grün bewachſen, zwiſchen denen der geſchickte Steuermann das Nilboot hindurchführt, zeigen uns die Stellen, an welchen Schiffe zu Grunde gegangen ſind. Der erdreiche Nil ſetzt fortwährend ſandige Theile am Wrack in der Tiefe ab, bis allmälig der künſtliche Blau des Fluſſes zu einer Inſel heranwächſt, ein wahrer Leichenhügel des geſcheiterten Schiffes. Dort, in der Nähe jener Palmengruppen, zeigen ſich allzudeutlich die traurigen Spuren der letzten Ueberſchwemmung. So ſegensreich der jährlich überſchwemmende Nil auf den Culturboden wirkt, indem er, in ſein Bett zurücktretend, eine reiche Frucht verſprechende Schlammdecke auf den überſchwemmten Landſtrecken zurückläßt, ſo launenhaft und deſpotiſch wie der Türke, der im Lande regiert, iſt derſelbe Strom an anderen Stellen. Da reißt er nicht nur ganze Strecken bebauten Landes vom Ufer los, ſogar ganze Palmenwälder und die Hütten der Dörfer werden eine Beute ſeiner allzumächtigen Fluth. Sehen wir denn nicht dort eine Menge ſchöner Palmen, welche bereits in den Strom geſunken ſind, der ſie mit Gewalt aus dem Boden heraustreibt, von welchem ſich die faſerigen Wurzeln ſo ungern zu trennen ſcheinen? Liegt nicht ein trauriges Bild der Verwüſtung in dem Anblick jener nächſten Stadt vor uns, deren eine Hälfte ſchon in den Fluß verſunken iſt? Die Mauern einzelner Häuſer ſind bereits in den Strom geſtürzt, während von jener Moſchee kaum die Hälfte ſtehen geblieben iſt und dem luftigen Minaret über Nacht jähen

Einſturz droht. Und doch wohnen in jenen Häuſern Menſchen, und doch verſammeln ſich in dem Hofe der Moſchee die frommen Gläubigen des Propheten, und doch beſteigt der Thürmer die ſchwankende Treppe des Miniaret. „Gott iſt barmherzig!“ murmeln ſie Alle, und jede Furcht vor dem Tode oder vor Unfall ſchwindet ihnen bei dieſen Troſtworten.

Eine Menge von Schiffen begegnen den Reiſenden auf dem Nil. Boote, ſchwer beladen mit Getreide, laſſen ſich abwärts gen Cairo oder Alexandrien von der Strömung des Fluſſes treiben, oder werden in betrügeriſcher Weiſe mit Nil reichlich gewäſſert; andere führen Waaren des Oberlandes nilabwärts, während jenes ausgediente, fenſterloſe Nilboot, das einſt in ſtolzen Farben wehende Banner reiſender Franken bis zu den Cataracten führte, dicht mit Arabern und Türken, Männern und Frauen, beſetzt iſt, welche als Meccapilger nach Kenneh ziehen, um von hier aus über Koſſeir am rothen Meere die Seereiſe nach der Stadt des Propheten zu unternehmen. Oft hält das altersſchwache, ausgediente Nilboot die Laſt nicht aus, das Schiff wird leck und Hunderte der Pilger ſterben den Waſſertod in den reißenden Fluthen des Niles. Dort zieht ein eiſernes Nilboot mit engliſcher Flagge vorüber, die Reiſenden unſerer Dahabieh begrüßen daſſelbe mit Flintenſchüſſen, die der Dragoman der Herren Engländer auf ertheilten Befehl höflicherweiſe erwidert, während die Lady auf dem überdachten Verdecke der Kajüte auf ihrem Flügel die neueſten Compoſitionen einübt. Ein drolliges Fahrzeug zieht dort

den Nil langsam abwärts. Tausende von Töpfen, mit verklebten Oeffnungen, sind mit ihren Henkeln verbunden und lassen sich so als Topfflöße von Kennek, dem besten Topfmarkte, nach Cairo treiben, um da ihre Käufer zu finden. Dort schwimmen zwei Araber von einem Ufer des Flusses nach dem anderen in landesüblicher Weise hinüber. Der eine stemmt die Brust auf einen ausgehöhlten Kürbiß, während der andere den Palmblock als Stütze gewählt hat. Ein dritter, und diesen Weg habe ich selber durchgemacht, reitet auf dem breiten Rücken eines Büffels, der, ungeachtet der Last, kaltblütig und sicher, ja mit Wohlbehagen, den Fluthen des Stromes Trotz bietet, den Kopf mit den kleinen Augen und der breiten Schnauze langsam hin und her bewegend.

Nun, und die Krokodile! Fürchtet denn nicht der kühne Schwimmer und der Reiter im Wasser die verrufenen Nilbewohner? Zur Beruhigung aller Nilreisenden kann eine verneinende Antwort gegeben werden. Die Krokodile, welche in Oberägypten noch heut zu Tage so zahlreich sind, daß man sie auf den bloßgelegten Sandbänken des Niles zu Dutzenden sich sammeln sehen kann, pflegen nicht weiter, als bis in die Gegend von Beni-suef zu kommen, einige Meilen oberhalb Cairo. Wie es scheint, hat die europäische Industrie, welche in ganz Unterägypten, bis südwärts nach Cairo hin, selbst auf dem Wasser eine große Lebensthätigkeit und Beweglichkeit entfaltet, den Thieren den Aufenthalt in den unteren Stromgebieten des Niles verleidet, so daß heut zu Tage nur selten ein Exemplar des Krokodilgeschlechts

nördlich vom 29—30 Breitegrad geſehen wird. Die Araber wiſſen aber beſſer, warum den Krokodilen die Stadt Beni-ſuef als Grenze geſetzt iſt. Das hat der fromme Schech in der Nähe des genannten Ortes gethan, den Gott ſo geehrt hat, daß er ſeinen Verſtand zu ſich in den Himmel genommen, während der materielle Theil des Körpers hier noch auf Erden irrt. Dieſer Definition zufolge hat man ſich jenen Schech als einen Verrückten vorzuſtellen, der, wie alle Idioten, nach orientaliſcher Vorſtellung hierdurch zu einer heiligen Perſon geworden iſt. Wenn das Nilboot bei Beni-ſuef paſſirt, ſo kommt der heilige Beſchwörer der Krokodile herangeſchwommen, wird ehrfurchtsvoll von den Matroſen auf's Schiff gezogen, und jeder beeilt ſich ihm die naſſen Hände zu küſſen. Er ſtreicht ſich kaum das vom Waſſer träufelnde lange Haar aus dem Geſichte, deſſen Augen irr und unſtät Verlornes zu ſuchen ſcheinen. Hat ihm Jeder der armen Schiffer eine Kleinigkeit geſchenkt, ſo ſtürzt er ſich wieder in die Fluth und ſchwimmt den kürzesten Weg bis zum Ufer zurück. Die Matroſen aber, beglückt durch den Beſuch des Heiligen, halten nun die Reiſe für beſonders begünſtigt und ſegnen viel tauſendmal den krokodilverſcheuchenden Schech. Beſonders häufig finden ſich die Krokodile in Oberägypten, in der Nähe von Dendera und Theben, wo ſie auf den Sanddünen oder auf dem flachen Ufer wie ungeheure ſchmutziggrüne, 5—10 Ellen lange Baumſtämme nebeneinander und ſelbſt übereinander daliegen, von Zeit zu Zeit den gierigen Rachen auf- und

zuklappen, während ihnen ein kleiner Reiher beſtändige Geſellſchaft leiſtet, auf ihrem Schuppenpanzer herumſpaziert, das zahlreiche Ungeziefer daſelbſt ableſt und bei jeder herannahenden Gefahr ein lautes Geſchrei erhebt. Die Krokodile ſtürzen ſich alsdann mit langſamen Wendungen in den Strom, daß weißer Schaum aufziſcht und mächtige Wellen über ihren Körper zuſammenſchlagen. Sie ſind den Menſchen nichts weniger als gefährlich, wiewohl es ſich bisweilen ereignet hat, daß hier und da ein Krokodil nach einem Aegypter oder Neger geſchnappt hat, in der Meinung, es mit einer beſonders großen Art von Amphibie zu thun zu haben. Das Krokodil iſt ſehr ſchwer zu ſchießen, da jede Kugel von ſeinem Panzer abprallt und nur wenige verwundbare Stellen an ſeinem Leibe vorhanden ſind. Dazu gehört vor Allem die Achillesferſe der Krokodile, eine Stelle hinter dem Ohre. Die Aegypter fangen ſie in ſtarken Netzen, benutzen aber das Fleiſch gar nicht, ſondern höhlen den Panzer aus und hängen ihn als probates Schutzmittel gegen den böſen Blick über den Thüren ihrer Wohnungen auf. Wenn der Reiſende durch eine ägyptiſche Stadt geht, da ſieht er über den Eingängen, beſonders neuer Häuſer, bald ein derartiges ausgehöhltes Krokodil, bald eine Aloëpflanze befeſtigt, beides dem ägyptiſchen Volksglauben zufolge ſehr bewährte Mittel, um den böſen Blick und jegliches Unglück von den Bewohnern des ſo geſchmückten Hauſes fern zu halten.

Weniger gefährlich, als die Krokodile, für die Geſundheit oder gar für das liebe Leben unſerer Reiſenden,

aber doch bis zum höchſten Grade läſtig und plagend iſt die große Schaar jener geflügelten und ungeflügelten Inſecten, welche in allen Abſtufungen ihrer Art die aufdringlichen Mitbewohner des Nilbootes ſind. Von der langhaarigen und großbeinigen häßlichen Tarantel an bis zu dem kleinſten, faſt unſichtbaren Moskitogeſchöpfe hin, beſtreben ſie ſich mit gemeinſamen Kräften, den Reiſenden bei Tag und bei Nacht im wahrſten Sinne des Wortes bis auf's Blut zu peinigen, wenn er ſich nicht mit großen Doſen des ſtärkſten Inſectenpulvers verſehen hat.

Sobald die Sonne untergeht und die Reiſenden gezwungen ſind, ſich in die inneren Gemächer der Kajüte zurückzuziehen, ſo beginnt das eigentliche Leben dieſer ägyptiſchen Plagegeiſter. Die Tarantel und langbeinige Spinnen verlaſſen ihre ſicheren Ecken, um Jagd auf Fliegen und Moskitos zu machen; breite und plattgedrückte Schaben, deren Schilder oft einen Durchmeſſer von $^3/_4$ Zoll haben, kriechen an den glatten Wänden der Kajüte auf und ab; braune und ſchwarze Käfer fliegen brummend und ſummend um das Licht der angezündeten Kerzen herum, und der Moskitos ſtechende Schaar greift mit kühnen Stacheln die fremden Pilger im Nilboote an. Um das Entſetzen zu vermehren, geſellen ſich zu dieſem fliegenden Haufen jene kleinen Inſecten, welche ſchon zu Moſes Zeiten dem Aegypter eine Landplage waren, und die der franzöſiſche Witz in Aegypten mit dem Namen der kleinen Cavallerie charakteriſirt hat. Haben die Reiſenden die mannichfachen Drohungen und Schrecken dieſer kleinen, aber zahlreichen Umgebung

überwunden und die Augen zum Schlafe geschlossen, so weckt sie das summende Geräusch und das stechende Jucken, welches ein fast unsichtbares Thier vom Moskitogeschlechte zum Urheber hat, das im arabischen Volksmunde den Namen führt: „Akul oskut", zu Deutsch: „Friß-Schweig'." Es gehört unbeschreibliche Geduld dazu, die ersten Angriffe solcher Abende und Nächte mit Ruhe zu überwinden, aber Gott ist barmherzig und der Mensch fügt sich in das Unvermeidliche. Die Aegypter haben sich an diese Landplagen so sehr gewöhnt, daß sie kaum mehr eine Empfindung davon haben; nur der Scorpion und manche Art der zahlreichen Schlangen flößen ihnen Furcht und die nöthige Vorsicht ein.

Zu diesen schmerzensreichen Hinderungsmitteln, die in der ersten Zeit der Reise den Schlaf vom Auge fern halten, gesellt sich ein anderer, wenn auch weniger quälender Uebelstand. Das laute Belfern und Heulen ganzer Rudel von Schakalen, die Hunger und Raubluft in die nächste Nähe der Menschen führt, schallt fast die ganze Nacht hindurch an die Ohren der schläfrigen Reisenden, die, bang und furchtsam, Hyänen und andere Raubthiere der Wüste zu hören glauben, bis sie vom kundigen Araber beruhigt werden. Aber die Lust der Nilreise ist nichts destoweniger so groß, daß alle jene Schattenseiten vor dem Vergnügen verschwinden, ja sogar in der Erinnerung einen gewissen Reiz erhalten.

Bald landet das Nilboot an einer oberägyptischen Stadt, wo sich das Volk, Aegypter, Berberiner und Neger, versammelt, um die reisenden Franken in Augenschein zu nehmen.

Da wird ausgestiegen und in das offene, mit Strohmatten bedeckte Kaffeehaus gegangen, das gegen die Strahlen der Sonne außerdem durch den breiten Schatten der ägyptischen Sykomore geschützt ist. Höflich erheben sich die eingebornen Gäste von ihren Sitzen, um den eintretenden Fremden ein „Gesegnet sei Euer Kommen!“ zuzurufen, während der arabische Wirth sich beeilt, die kleinen Tassen mit Kaffee zu füllen, der auf dem Heerde in der Blechkanne, von schwebendem Dampfe umhüllt, nach arabischer Weise zubereitet wird. Halb Kaffeegrund, halb schwarze Flüssigkeit bildet den Inhalt der Tasse, da unsere Weise der Zubereitung den Araber höchlichst befremdet, weil, seiner Meinung nach, Kaffee ja keine Suppe sei. Dem Gaste, welcher dort ruhig mit gekreuzten Beinen auf der Matte sitzt, sehen wir an Mienen und Tracht sogleich den gefürchteten Arnauten an, den türkischen Polizeisoldaten, der mit einem einzigen Kantschuh ein ganzes arabisches Dorf zu Paaren treibt. Der türkische, hinten übergeschobene Fez deckt das geschorene Haupt, während das verbrannte Gesicht mit den listigen Augen von einem ungeheuren Schnurrbarte beschattet ist. In dem breitem Gürtel, über der einst weißen griechischen Fustanella, strotzt ein ganzes Arsenal von Waffen, als da sind: mit Silber beschlagene Pistolen, Yatagans, Dolche und andere Instrumente, die eben nicht zum Spielen dienen; in den Seitentaschen, die auf der Brust befestigt sind, steckt deutlich sichtbar ein Dutzend gefüllter Patronen. Sein langes Gewehr mit Feuerschloß liegt neben ihm auf der Matte,

während die reich mit Gold gestickte blutrothe Jacke nachlässig von den Schultern herabhängt. Obgleich Muslim, verschmäht es der gefürchtete Arnaut durchaus nicht, die Kaffeetasse, anstatt mit Kaffee, mit scharfem, betäubendem Aquavit füllen zu lassen, da seine Hauptbeschäftigung neben Erpressung und Schlafen das Trinken von Branntwein und, sonderbar genug, die Liebe ist. Der Arnaut ist verliebt und eifersüchtig im höchsten Grade, wiewohl er von den Aegypterinnen nie gern gesehen wird. Geld zu besitzen, scheint ihm gefährlich, da er jeden Piaster sofort an den Mann bringt, dieweil er nicht weiß, ob er die folgende Stunde noch genießen kann. So lebt die Polizei in den Tag hinein, ein wahres Parasitengeschlecht im Lande der alten Pharaonen.

Besonderes Vergnügen gewährt es ihm, seinen Schibuck mit ernsthafter Miene rauchend, den Tänzen der oberägyptischen Gawasi zuzuschauen, die bei dem Getön der Darabuka, der Handtrommel und dem Geraſſel des Tambourins in den geschmeidigsten Körperbewegungen nach uralter Weise mit nackten Füßen den Boden stampfen und mit den gefärbten Händen die klappernden Kastagnetten zum Takt ertönen lassen. Die Reisenden haben ein solches Schauspiel in den Kaffee's aller größeren Ortschaften, wo sie landen, zu wohlfeilen Preisen, und wenn auch das Urtheil über die Schönheit jener ägyptischen Tänze ein sehr verschiedenes ist, so verschmähen es dennoch nicht europäische Damen, den Gawasi in Oberägypten zuzuschauen. Ob mit Befriedigung, weiß ich nicht zu sagen.

So lärmend der Aegypter die Empfindungen seiner Freude äußert, ebenso ist er in seinem Schmerze laut und übermäßig. Bei jenem Dorfe landend, dessen niedrige Hütten dicht an den Nil vorgeschoben sind, während die Taubenhäuser wie viereckige Thürme hoch in die Luft hineinragen, haben die Reisenden das traurige Schauspiel einer Todtenklage. Schon von ferne hören sie das gellende, durchdringende Geschrei der Weiber des Dorfes, welche über ein eben gestorbenes Mitglied desselben die Todtenklage auf dem Wege am Ufer anstellen. Die Einen stürzen sich im unbändigen Schmerze zur Erde, werfen den Staub in die Luft und bedecken den Kopf und das Gesicht mit feuchtem Nilschlamm. Die Anderen tauchen die Hände in jenes thönerne Gefäß mit Indigoflüssigkeit, schlagen sie dann mit nicht geringer Heftigkeit gegen die Backen, oft so lange, daß das Blut anfängt zu rinnen. Dann fassen sie sich wie zum Ringeltanze bei den Händen und springen wie wahnsinnig auf und nieder. Endlich sind sie ermüdet. In langen Reihen hocken sie auf dem Boden nieder, den Rücken gegen die Wände der Hütte gelehnt, und zünden den Tabak in dem kurzen Schibuck an, dessen blaue Wolken sie in die heitere Luft blasen, indem sie den Nasenring, den besonderen Schmuck der oberägyptischen Donna, vorsichtig über die Spitze der Pfeife legen. So gräßlich und schauerlich der Anblick eines solchen Schauspieles ist, so wenig hat es zu bedeuten, da die Klage eine herkömmliche Sitte ist, gerade als wenn in unserem civilisirten Europa die Damen condoliren. Die Todtenklage stört die männliche Bevölkerung

in geringerem Grade; das können die Reisenden an jenem Graubart erkennen, der am Ufer von Morgens früh bis Abends spät den beweglichen Schöpfeimer aus der Fluth des Niles emporhebt, seinen Inhalt in die Rinne gießt, die denselben bis zu den entferntesten Feldern hinführt, und ihn dann in gebückter Stellung wiederum in die Wasser des Stromes hinabsinken läßt. Seine ganze Bekleidung (die Reisenden leben im europäischen December) besteht aus der Takieh, einer kleinen baumwollenen Kappe, mit der sein Haupt bedeckt ist. Das Klagegeschrei erregt ihn in keiner Weise, auf und ab steigt und sinkt das Schöpfgefäß, ohne daß der geschäftige Araber sein Gesicht neugierig umwendet.

Neben ihm, in einiger Entfernung vom Ufer, stehen mit gelben Blumen die Baumwollensträucher in voller Blüthe, hier und da zeigt sich in den aufgeplatzten Fruchtkapseln weißglänzend der feine Pflanzenstoff, der massenweis von Oberägypten nach Europa ausgeführt wird. Weiterhin dehnen sich große Felder, mit dicken Zuckerrohrstengeln bepflanzt, aus, während die dichten Kolben des ägyptischen Durra mit dem Zuckerrohr an Höhe wetteifern. Mit großen Knarren und Peitschen bewaffnet, die unaufhörlich in Bewegung gesetzt werden, halten arabische Fellahinen, Männer und Kinder, die zahllosen Schaaren der Sperlinge ab, die in dichten Wolken über den Feldern schwärmen, um sich mit einem Male, Verheerung bringend, auf die Fruchtkolben des Durra zu werfen. Trotz aller Vorsicht rauben sie dennoch dem armen Bauer die ganze Ernte, der vergeblich auf die Paschas

ſchimpft, welche durch die Zuckerrohranpflanzungen die Sperlinge angelockt, die hier zwiſchen den dichten Stauden ein bequemes und ſicheres Nachtquartier gefunden haben.

Doch was kümmert das die Reiſenden, die nur dem eigenen Vergnügen leben, bald hier, bald dort landen, die Dörfer neugierigen Blickes beſuchen, unſchuldige Turteltauben von den Dattelbäumen herabſchießen, oder biſſige Hunde mit Steinwürfen verfolgen und an allem Jammer und Elend theilnahmlos vorüberfahren. Sie ſind auf dem Nilboote nicht in Aegypten, oder richtiger geſagt auf Aegypten, die National-Flagge ſtempelt das Nilboot zum vaterländiſchen Boden. Hier fährt Frankreich, da England, dort Preußen; und wie ſich die Nationen in der europäiſchen Politik lieben oder haſſen, wie ſie ſich nähern oder wie ſie fern ſtehen, ſo haben die beflaggten Nilboote ihre entſprechende Politik, die in den allgemein gefeuerten Flintenſalven als Gruß und Gegengruß den Ausdruck diplomatiſcher Höflichkeit feſthält.

In den großen Stationen, wo die Denkmäler, wo die Wunder des alten Aegyptens zu längerem Aufenthalte auffordern, liegt das Nilboot tagelang ſtill. Da warten am Ufer, zu Dienſten bereit, Eſel und Führer, um die Fremden zu den Werken der Pharaonen zu führen, wo der Engländer ſeinen Wilkinſon oder Murray, der Franzoſe ſeinen Champollion, der Deutſche ſeinen Lepſius aufſchlägt, um die verſteinerten Hieroglyphe und das eingegrabene Königsbild aus den Urzeiten der menſchlichen Geſchichte in dem gedruckten Buche wiederzufinden. Da wird gewandert und gepilgert

Tag aus und Tag ein, in die beſchriebenen und bemalten Gräber gekrochen, und das Vergnügen will kein Ende nehmen, wenn die Nachgrabungen Einzelner neue Mumien zu Tage gefördert, neue Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft der Erde entriſſen haben. Der liebenswürdigſte Europäer iſt dann Derjenige, welcher, durch beſondere Studien begünſtigt, die Schüſſel zum Verſtändniß der Hieroglyphen in der Taſche hat. Er iſt die ausgeſuchteſte und willkommenſte Perſon, und wenn ich ſelbſt es frei ausſpreche, daß ich Tage erlebt habe, wo die Bewohner der Nilboote in Theben mich mit Einladungen zu Diners und Soupers faſt überſchüttet haben, ſo geſchieht Dies mit Rückſicht auf meinen Nationalſtolz. England, Frankreich, Rußland, Amerika, kleinerer Staaten gar nicht zu gedenken, riſſen ſich um den Vorzug, Preußen unter ihrer Flagge zu ſehen.

Hier endet mein beſcheidener Verſuch, eine Darſtellung von dem Stillleben und den Wanderungen auf dem Nilboote zu geben; ich weiß, daß ich, wiewohl durch langen Aufenthalt in Aegypten mit dem Leben und Treiben der Europäer und der Eingebornen bekannt, weit hinter Dem, was ich angeſtrebt habe, zurückgeblieben bin. Vieles wird ſchlecht geſagt, Anderes, für die Charakteriſtik des Lebens und Treibens auf dem Nil Weſentliches, übergangen ſein, aber mir bleibt wenigſtens das Bewußtſein, in meiner gedrängten Darſtellung weder übertrieben, noch ausgeſchmückt zu haben.

Eine Wüſtenreiſe.

Wenn mir an dem heutigen Abende der beſondere Vorzug zu Theil geworden iſt, Ihre Aufmerkſamkeit, hochverehrte Anweſende, für eine Stunde durch einen Vortrag feſſeln zu dürfen, von dem ich wohl wünſchte, daß er ſo unterhaltend ſein möchte, als mir das eigene Erlebniß in der Erinnerung unvertilgbar: ſo lade ich Sie ohne große Vorbereitung zu einer kleinen Reiſe auf dem Zaubermantel des Gedankenfluges ein. Eine gemeinſame Wanderung dieſer Art verleiht der ſchildernden Darſtellung höheres Leben und ſchenkt mir den günſtigen Ausweg, das egoiſtiſche Ich mit dem verallgemeinernden Wir zu vertauſchen.

Laſſen wir daher das Feſtland von Europa mit ſeinen Bergen und Thälern, Wäldern und Wieſen, mit ſeinen Flüſſen und Bächen, Städten und Dörfern hinter uns lie-

gen, durcheilen wir im schnellen Fluge das bewegte, weiß schäumende Meer, welches die sonnige Italia von den schwarzen Bergen Albanien's auf der Hämus-Halbinsel trennt, um uns über das große Becken des Mittelmeeres hinweg und in süd-östlicher Richtung nach dem afrikanischen Festlande zu versetzen. Selbst Alexandrien mit seiner weltberühmten steinernen Nadel der Kleopatra und seiner Pompejus-Säule, mit seinen Katakomben und Gräbern, und die junge Stadt, so viel sie der Wunder, in seltsamer Mischung des orientalischen Lebens mit dem occidentalischen, dem erstaunten Wanderer darzubieten vermag, bleibt im Norden und wir machen endlich zwischen dem 31sten und 30sten Breitegrade auf einer ägyptischen Dahabijeh Halt, in der Nähe des arabischen Dorfes Terraneh, im Delta-Lande des Nilstromes, da, wo sein linker Hauptarm den Rand der ewigen Wüste benetzt. Wir haben von der langen Reise Ruhe und Erholung nöthig, genießen wir deshalb mit echt morgenländischer Gemächlichkeit, von dem Deck des Schiffes aus, eine ägyptische Februarnacht des Jahres 1852.

Tausend und aber tausend Sterne und Sternchen bedecken den tief dunkelblauen Himmel; sie flimmern und flackern nicht, wie die ewigen Himmelslichter der nordischen Nacht, sondern ihr weißes, sanftes und ruhiges Leuchten erinnert uns an das tropische Klima. Am westlichen Himmel baut das Thierkreislicht im planetarischen Lichtdunste seine riesige Pyramide empor. Ein Flimmern und Zucken belebt den seltsamen Anblick, der uns in Staunen und Verwun-

derung ſetzt, aber uns wiederum an den Aufenhalt in der Palmenregion mahnt. Ein leiſer, kühler Nordwind bewegt mit kaum hörbarem Geflüſter die nickenden Kronen ſchlanker Palmen, die ſich wie dunkle Bilder ſilhouettenartig an dem hellerem Himmelsraum abmalen; oder er rauſcht durch den Blätterwald einer dichten Mais-Pflanzung, welche ſich vor uns am Ufer des Fluſſes dahinzieht, um in ſeiner Nähe die tränkende Fluth als ſegenbringendes Geſchenk des knarrenden Waſſerrades zu erhalten. Nur in dunklen Umriſſen laſſen ſich in einiger Entfernung zur rechten Hand die aus ſchwarzem Nilſchwamm aufgeführten ärmlichen Hütten arabiſcher Landbewohner in der dem Häuſerbau der Orientalen eigenthümlichen Würfelform erkennen, während darüber hinweg in koniſchen Geſtalten Wälder von Taubenhäuſern, Termiten-Hügeln vergleichbar, in den Nachthimmel luſtig hineinſchauen. Zur linken Hand dagegen gewahren wir nur undeutlich grobe Umriſſe bergiger Maſſen. Wäre es Tag, ſo würde der röthlich ſchimmernde Hügel, aus Millionen Scherben und Ziegeln beſtehend, uns das Rieſengrab einer ehemals blühenden Stadt anzeigen, welche hier, in der Nähe der weltberühmten Saïs, vor langen Zeiten einen Hafenort am Nil bildete.

Die ganze Natur ſcheint in einen heiligen Schlummer verſunken zu ſein, welchen nur ſelten das rauhe Gekrächz eines aufgeſcheuchten Nachtvogels oder das winſelnde Geheul hungriger Schakale unterbricht, welche von der Wüſte herniederſteigen, angelockt durch die Nähe des Dorfes. Dann

tritt wieder eine tiefe Stille ein, welche das bewegliche Element des unruhigen Flusses, das mit leisem Geplätscher gegen die Planken des Schiffes rollt, abzumessen scheint, wie das tickende Pendel die Zeit an der Uhr.

Europa kann in seiner Mannigfaltigkeit verfeinerten Kulturlebens viele Genüsse augenblicklicher geistiger Erhebung bieten, aber diese Genüsse sind künstlich und lassen in wenigen Fällen einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele zurück. Selbst die Naturschönheiten übersteigen selten das Maaß allgemeiner Bewunderung, denn sie werden allgewöhnlich durch die durch Reisen erleichterte Bekanntschaft mit den mannigfachen Theilen, welche die Naturgemälde unseres Kontinents zu bilden pflegen. Solche Nächte aber, wo Natur und Seele sich harmonisch verschmelzen, wo der Mund vergebens nach Worten sucht, um der gepreßten, empfindungsvollen Brust Luft zu machen, wo der Mensch vom geheimnißvollen Zauber der seelenverwandten Natur überwältigt, Qual und Leid gern vergißt, sie vermag nur der Süden mit seinen exotischen Formen, mit den einfachen Theilen seiner Naturgemälde zu bieten, in welcher sich das Stilleben der Seele inniger und getreuer abmalt, als in den unruhig beweglichen Elementen des nördlichen Himmels.

Von dem Vordertheil der Dahabijeh her hallen plötzlich durch die schweigende Nacht die Töne eines Volksliedes, in welchem ein junger, arabischer Matrose, dem Liebesweh Schlaf und Ruhe geraubt zu haben scheint, der einzigen Freundin, der Nacht, seinen Schmerz ausdrückt. In takt-

förmigen, ſanften Schlägen entlocken ſeine Hände der Darabuke, der irdenen Lieblingstrommel morgenländiſcher Sänger, einfache Töne, welche die ewige Melancholie des arabiſchen Geſanges begleiten. Er beginnt ſein Lied mit den klagenden Worten:

Nicht jede, deren Auge ſchlummernd ruht,
Mag denken, daß den Liebſten Schlummer deckt.
Bei Allah! wach erhält mich Liebesgluth;
Niemals hat Tadel Liebende geſchreckt.

Und wie er nach den folgenden Verſen zu den Strophen kommt:

Auf, Mädchen! Laß uns ſchlürfen das Entzücken
Des Liebesrauſches unter ſchattigen Jasminen.
Laß uns die Pfirſich von dem Baume pflücken,
Selbſt wenn der Todten Geiſter uns erſchienen! —

da bewegt ſich krampfhaft ſchnell die rührende Hand, da ertönt die hohle Trommel lauter und immer lauter, da wird des Sängers Stimme heller und immer heller, bis ſein Lied in die gewöhnlichen Schlußworte der arabiſchen Liebeslieder ausbricht, freilich ohne die Shakeſpeare'ſche Ironie in dem Hymnus an die Nacht:

ja lêle, ja lêle, ja chabibi, ja lêle!
O Nacht, o Nacht, o Liebſte mein, o Nacht!

Da regen ſich neben dem Sänger die dunklen Geſtalten ſeiner ſchlafenden Genoſſen auf dem Deck, denn die zauberiſche Macht der Worte ya lêle dringt ſelbſt im Schlummer zum Herzen des Arabers. Der mehrfache Ruf: Allah!

Allah! und tief ausgeholte Seufzer, die gewöhnlichsten Zeichen des ungetheilten Beifalls bei den Orientalen, belohnen den verliebten Sänger, der befriedigt die Darabuke an einen Pflock des Mastbaumes hängt, sich tief in seinen kameelhärenen Mantel hüllt und sich neben seine Genossen zum erquickenden Schlafe hinstreckt.

Fast unmittelbar vor der Barke hocken auf dem schwarzen, würfelförmig geborstenen Nilufer mit untergeschlagenen Beinen vier dunkle, alte Gesellen. Ein weißer Turban bedeckt das glattgeschorene Haupt, und die dichte, breitgestreifte Abaje schützt den hageren, sonnengebräunten Körper gegen die ungewohnte Frische der ägyptischen Februarnacht. Ein schwach unterhaltenes Feuer aus Durra-Stengeln erleuchtet matt die traurigen Gestalten der Viere. Nur selten nehmen sie den unzertrennlichen Lebensgefährten des Arabers, den glimmenden Schibuck aus dem Munde, um ein kurzes Gespräch miteinander zu führen, von den Gins oder den teuflischen Geistern, die auf den Kreuzwegen sitzen und den guten Muslim necken, oder von den Franken, die aus weiter Ferne gekommen sind, gerade sie zu schauen, oder von anderen seltsamen Dingen, die den Kopf eines rauchenden Arabers in schwindelnder Wirre erfüllen, wobei das Lob des Sängers und seines Liedes nicht vergessen wird. Vier Lanzen, welche an der Spitze mit einem kurzen Busche schwarzer Straußenfedern geschmückt sind, ragen neben den vier Alten aus dem Boden hervor und bezeichnen ihre Herren als Wächter des Schiffes.

Allmählig nähert ſich im ewig drehenden Kreiſe der Geſtirne das leicht erkennbare Bild des großen Bären dem Saume des nächtlichen Horizontes und deutet an, daß die Stunde der Mitternacht bereits vorüber ſei. Da erſchallt durch die ſchweigende Nacht vom Dorfe her lautes Geräuſch ſchnell gehender Männer und Thiere. Es kommt näher und näher, ein Schuß fällt und lodernde Holzfackeln erleuchten mit blutrothem Wiederſchein eine groteske Verſammlung. Der ſtets wechſelnde Händedruck zwiſchen den Ankömmlingen und unſeren vier Wächtern, und ein wiederholtes „salam alêik, ja achûje, taibîn, Friede über Dir, o mein Bruder, befindeſt Du Dich wohl?" beruhigen uns über der Fremden Abſichten, welche nichts weniger als feindlich ſind. Sie ſind gekommen, um uns auf einer Wanderung in die libyſche Wüſte zu dem Thale der Natronſeen, im Weſten des Delta-Landes, als erwartete Freunde das Geleit zu geben; denn der Weg iſt unſicher und beutelauernde Beduinen treiben, beſonders vor Mitternacht, ihr räuberiſches Handwerk auf der Karavanen-Straße.

Die Bewohner des Schiffes werden munter und die große Stalllaterne, in deren Licht Hunderte von kleinen und großen, ſchwirrenden Moskitos ihr kurzes Daſein enden, beleuchtet mit mattem Scheine das Deck der Dahabijeh. Drei Europäer, darunter wir, verlaſſen die Barke, mit Doppelgewehren und Piſtolen bis zu den Zähnen bewaffnet, und miſchen ſich in die bunte Verſammlung, achtungsvoll von den Fellahin und den Söhnen der Wüſte empfangen. Die

Letzteren, einem Beduinenstamm der Wüste angehörig, welcher mit den Bewohnern des Dorfes Terraneh in Frieden und Freundschaft lebt, haben sich feierlich verpflichtet, für die Sicherheit unserer Wanderung Sorge zu tragen und der alte Schech der Karavanen-Straße, welcher uns gleichfalls das Geleit giebt, hat sich für unser Leben verbürgt. Es sind große, schöne Gestalten, von dunkelbrauner Hautfarbe, bartlos, mit kleinen zugekniffenen Augen, eine Folge der blendenden Sonnenstrahlen, sämmtlich in jugendlichem Alter und von der ausgelassensten Fröhlichkeit. Ein einfaches weißes Baumwollenkleid deckt ihren zähen Körper als Untergewand, ein breiter Mantel, um Kopf und Hals geschlungen, schützt sie vor Wind und Kälte. Sie sind mit über sechs Fuß langen Gewehren mit Feuerschloß bewaffnet, tragen Pulver und Kugeln in einer Ledertasche mit Riemen, einige führen außerdem lange Lanzen der oben beschriebenen Art. Die Thiere, welche sie uns zur Wanderung stellen, bestehen aus den drei nützlichsten Repräsentanten der Thierwelt, welche das heutige Aegyptenland aufzuweisen hat, aus vier langausschreitenden Kameelen, einem gutmüthigen, ausdauernden Pferde und zehn Eseln. Man zieht die Kameele an dem Halsstrick unter Lärmen und Geschrei zu Boden, sie werden mit Instrumenten, mit Mappen, mit dem Mundvorrath auf drei Tage und vor Allem mit Wasserschläuchen bepackt. Mit ohrenzerreißendem Gebrüll, die dicke Zunge aus dem geifernden Maule hängend, empfangen die Schiffe der Wüste knieend ihre Last. Auf den lehnstuhlartigen tür-

kischen Sattel des Pferdes, des einzigen, welches Terraneh zu bieten hat, schwingt sich ein Europäer, die Füße in die bequemen Halbmond-Bügel setzend und den Strick ergreifend, welcher dem edlen Thiere als Zügel dient. Wir Uebrigen und ein Theil der Beduinen suchen mit einem geschickten Sprunge den Rücken der kleinen, schnellläufigen Esel zu erreichen, deren sprüchwörtlich gewordene Trägheit in Aegypten zu Spott wird, sind aber übler daran, als müßten wir die ganze Wanderung durch die Wüste zu Fuß unternehmen. Ein rohes, übermäßig breites Polster vertritt die Stelle des Reitsattels, von Steigbügel oder Zügel ist keine Spur, das Eselein geht, wohin es ihm beliebt, ist der Franke nicht mit dem sonderbaren Lenkmittel vertraut, welches auch das Kameel im Morgenlande zu regieren vermag. Ein kleiner, krummgebogener Stock, mit dem bald rechts, bald links auf den Hals des Thieres geschlagen wird, das ist der Zügel, der es leitet. Ein genaueres Studium unserer Esel, wozu uns der Wüstenritt Zeit und Muße im Ueberfluß gewährt, führt uns zu der auffallenden Beobachtung, daß die kleinen Reitthiere ihrer Ohrenentwickelung nach in drei Kategorieen zerfallen: in langohrige, in kurzohrige und halblang-, halbkurzohrige. Diese seltsame Definition wird zur Genüge verstanden werden, wenn ich die Bemerkung hinzufüge, daß der Aegypter jedem fremden Esel, den er in flagranti auf seinem Landstücke weidend ertappt, beim ersten Male die obere Hälfte des einen Ohres mit einem Messer abschneidet, im wiederholten Uebertretungs-Falle die Spitze des anderen

Ohres verkürzt und endlich beim dritten Male den Sünder ganz und gar todt schlägt. Mir ward ein solcher zweimal ohrengekappter Grauschimmel zu Theil, den mir sein Besitzer mit den Anfangs unverstandenen Worten empfahl „hua charâmi kebîr, lakin maschi taïb, das ist ein großer Spitzbube, aber er geht gut!“

Allmählig ordnet sich der Zug. Die Kameele voran, wir Franken in der Mitte, umgeben von den bewaffneten Söhnen der Wüste, steigen durch die Nacht vom Ufer des Flusses, auf eine Anhöhe empor, der Wüste entgegen. Es ist gegen vier Uhr Morgens, die Luft scheint entsetzlich kalt, ein durchdringender Thau feuchtet die Kleider, in welche wir uns fröstelnd einhüllen. Da plötzlich hemmt ein Hinderniß die schweigend dahinziehende Karavane. Ein breiter Kanal, welcher die steigenden Gewässer des Nil zur Zeit der Ueberschwemmung höher gelegenen Feldern zuführt, scheint unsere Reise zu verhindern. Eine Brücke ist nicht vorhanden, daher bleibt Nichts übrig, als ihn zu durchwaten. Wir klettern mühsam auf die hohen Rücken der Kameele oder lassen uns von den Arabern tragen, die Beduinen binden ihr Kleid geschickt wie einen Turban um den Kopf und unter lautem Lärmen durchschreitet Mensch und Thier das kalte, nasse Element. Mit der andern Seite des Kanals hat uns die üppige Fülle des organischen Lebens verlassen und nur mit ernsten Betrachtungen betreten wir den öden Saum einer ungeheuren, vegetationsleeren Fläche, welche an Größe Deutschland neun bis zehnmal, das Mittelmeer fast dreimal übertrifft.

Allmählig ſchwindet die Nacht mit ihrem Sternenmeer, aber lange noch verhüllt ein dichter Nebel die erſehnte Ausſicht über die Wüſte hin, und wir vermögen nur ſo viel zu erkennen, daß den ſelten betretenen Boden unter unſeren Füßen eine Kieſeldecke bildet, aus der ſich ſporadiſch ein verkümmerter Strauch, mehr Stachel- als Blattwerk, mühſam zum Tageslichte emporbrängt, um vom langhalſigen Kameele oder dem hungrigen Eſel nach einem kurzen Daſein abgepflückt zu werden. Plötzlich erhellt ein matter Lichtſtreif am öſtlichen Himmel die dunkle Erde und lange, hellgraue Schatten gehen der Karavane vorauf. Aber bald verſchwinden auch ſie wieder und eine blendend helle Kugel erhebt ſich rollend, über weißen Nebelſtreifen, umgeben von ſchießenden Strahlen wie der Kopf eines Heiligen von leuchtender Glorie. Es iſt die Sonne, welche der Nacht den Sieg abgewonnen hat. Zum erſtenmale begrüßen wir ſie in der Wüſte und zum erſtenmale zeigt ſie uns das Bild der Wüſte in ſeiner ganzen Schreckniß. Nirgends ein Baum, der dem ängſtlich ſpähenden Auge auch nur eine kleine Spur vegetativen Lebens verriethe, nirgends eine grünende Fläche zur Ruhe und Erholung einladend, ſondern, ſo weit der Blick in das hohle, todte Bild zu reichen vermag, nur kahle Felder von Steinen und Steinchen, die in wunderſamer Pracht als bunte Jaspis und Achate in hell prangendem Farbenſpiel den wellenförmigen Boden der Wüſte ſchmücken, welcher uns an die Vergleichung mit einem ſtarrgewordenen, verſteinerten Meere erinnert. Das Wüſten-Plateau, ſelber

an 100 bis 200 Fuß über dem Spiegel des Meeres gelegen, steigt bald zu Höhen von 200 bis 300 Fuß empor, bald senkt es sich in thalförmige Schluchten, durch welche scheue Heerden pfeilschneller, schwarzäugiger Gazellen dahinstürzen oder die Rudel schwarzer, wilder Büffel schnaubend und mit erhobenem Schwanze davonjagen. Unsere Ansicht, daß die Wüste eine Ebene sei, fußtief zum Einsinken mit einem Sandmeere bedeckt, erweist sich bald genug als irrig, denn die Wüste, nach der Geologen Meinung in uralten Zeiten das Becken eines Meeres und der Heerd zerstörender Erdrevolutionen, ist ein bergiges Land und ein harter Steinboden, auf dem nur selten, an Widerstand leistenden Plätzen, der bewegliche Flugsand wie Wetterfahnen seine Decke ausbreitet. Fußbreite Furchen, welche zehn bis zwölf an der Zahl neben einander, nicht unähnlich den Schienen einer Eisenbahn, in Schlangenlinien dahinlaufen und in hellerem Weiß aus dem röthlich schimmernden Boden hervortreten, durchschneiden die Wüste diametral von einem Punkte des Horizontes bis zum andern. Es sind die einzigen Spuren von Weg, die einzigen tröstenden Zeugen von Menschenverkehr in diesen Einöden. Hier und da gilt auf hoch gelegenen Stellen der Wüste ein Haufen zusammengewürfelter Steine, auf welchen die gebleichten Knochen gefallener Kameele weithin leuchten, dem prüfenden Blicke der Beduinen als Merkmal seiner Wanderung, bisweilen gewähren ihm die Adlerfallen (nesbe e' nisr), künstlich geordnete Steinhaufen, mit dem Aas eines gefallenen Esels

in der Mitte, Ausgangspunkte zum Maaß der Entfernungen, die er nach Malaga's wie der Schiffer auf dem Nil seinen Weg nach Birke's, zu berechnen gewohnt ist.

Die Mittagssonne steht im Zenith. Ihre brennenden Strahlen drücken heiß das durch weiße Tücher geschützte Haupt, und ihr weißer Schein ermüdet zuletzt das geblendete Auge. Dazu steigen vor uns durchsichtige Nebel vom Boden auf, wellenförmig tanzen sie in mächtigen Kreisen um uns herum. Das sind die Kinder der Sonnengluth, welche sich von dem erhitzten Boden emporheben, um in unruhigem Steigen und Fallen über der bunten Steindecke zu schweben. Eine erschlaffende Müdigkeit ergreift den angestrengten Körper, Arme und Beine gerathen in eine krampfhaft zitternde Bewegung und die trockene Zunge lechzt nach Wasser. Aber noch macht die Karavane nicht Halt und das „lissa schueije, noch ein klein wenig", der Beduinen befriedigt nicht mehr die ungeduldigen Frager. Doch sieh! in einiger Entfernung vor uns, dicht am Horizonte, welch ein himmlisch Bild zeigt sich unseren freudestrahlenden Blicken? Ein duftiger See mit bläulich wogender Welle breitet sich langhin aus, schattige Bäume umgeben seine Ufer, an welchen Menschengestalten lustig auf- und abwandeln. Mit erneuter Kraft und frischem Muthe wollen wir dem See zueilen; doch das Kind der Wüste kennt ihn besser als wir und mit einem Lächeln bemerkt der Beduine „Nein, Herr, das ist kein See, sondern nur Satans-Wasser — moije scheïtân." Eine der

ſo häufigen Luftſpiegelungen in der Wüſte hat uns bitter getäuſcht.

Unſere jungen Araber empfinden faſt Nichts von unſerer Müdigkeit, denn rüſtig ſchreiten ſie auf dem brennenden Boden einher, und ſingen einzeln oder im Chor Verſe aus dem Koran oder Liebes- oder Heldenlieder. Die letzteren beſtehen aus einem kurzen Triumphgeſang, der gewöhnlich mit dem Verſe endet: Vernichtet ſind der Feinde Zelte!

Sie ſtampfen dazu den arabiſchen Waffentanz, wobei ſie die langen Gewehre wie ein dünnes Rohr in der drehenden Hand über den Kopf ſchwingen und mit lauten Freudenſchrei eine Salve in die erſchütterte Luft feuern. Unter allen bewundern wir am meiſten die Fröhlichkeit eines jungen, etwa 17- bis 18jährigen Beduinen (denn ſein Alter weiß er nach echt arabiſcher Sitte ſelber nicht), des Sohnes unſeres Karavanenſchechs, der ſeinen verliebten Liedern, welche er mit lauter, wohlklingender Stimme durch die Wüſte ſchallen läßt, gar kein Maaß und Ziel zu ſetzen weiß. Er beſucht ſein zweites Weib, welches bei ihrem Vater in dem Natronthale weilt, während er ſeine andere Frau in Terraneh zurückgelaſſen hat.

Gegen ein Uhr raſten wir in einer Schlucht. Nach einem kurzen frugalen Mahle wird von Neuem aufgebrochen, wir ſteigen bergauf bergab und erklimmen zuletzt mit vieler Anſtrengung gegen vier Uhr Nachmittags nach einem Marſche von etwa zehn deutſchen Meilen einen ſteilen Bergrücken. Da liegen in einem langen, minder breiten Thale, deſſen

gegenüberliegende Wand sich hoch und anscheinend senkrecht erhebt, sechs Seen mit dunkelblau schimmerndem Gewässer vor uns, von einem dichten Kranze von Schilf und Gräsern umgeben, und in diesem Becken, in einiger Entfernung von einander, vier festungsartige lange Gebäude, welche uns einladend winken in dem Scheine der sich neigenden Sonne. Welch' ein fröhliches, lachendes Bild im Gegensatz zur traurigen Wüste? — und doch ist auch hier die Vegetation so sparsam. Heerden von Rothwild durchstreifen das Thal und eine bunte Menge gesangloser Vögel, vor allem hochbeinige Flamingo's mit prangendem Gefieder, beleben die Ufer der Seen, um ihren Durst mit salzigem Wasser zu löschen.

Wir steigen langsam in die Ebene nieder und bald erschwert ein dichter Schilfwald von carix cyperus den Lauf unserer stürzenden Thiere. Der Boden knirscht unter den Füßen, denn er ist mit einer dicken Salzkruste überzogen, die ihm das Ansehen einer Reifdecke giebt. Dieses Salz, welches meilenweit in der Nähe der Seen durch Capillar-Wirkung aus dem Boden emporschießt, ist das Natron, welches der ganzen Gegend die Namenstaufe gegeben hat. Wir nähern uns dem größten der Natronseen. Mehrere Araber, welche hier in dieser grenzenlosen Einöde als Wächter hausen, empfangen uns mit einer wohlgemeinten Fantasia — wie sie's nennen — von Flintenschüssen und begrüßen mit ächt arabischen Redefloskeln unsere beduinischen Begleiter. Das ist ein Fragen und Antworten ohne Ende, ein Wieder-

holen, bei dem Einem schwindlich werden möchte. „O mein Bruder, so fragt der Eine den Andern, was macht dein Vater und deine Mutter, dein Sohn und dein Pferd, dein Esel und deine Ziege?“ und sind sie sehr befreundet, so schließt den langen Satz die sonst unschickliche Frage: „was macht das Geheimniß des Volkes deines Hauses?“ welches die ziemlich sonderbare Umgehung des einfachen Wortes deine Frau ist. Doch wir überwinden auch diese Zeit mit wahrhaft arabischer Geduld und werden in eine alte, bretterne Salzkammer ohne Thür einquartiert, in welcher auf dem natronwüchsigen Sandboden Schilfmatten ausgebreitet liegen. Wir haben die Aussicht nach den Seen, deren Ufer mit zahlreichen, großen und wunderbar geformten Stücken versteinerten Holzes umgeben sind.

In unruhigem Schlafe bringen wir die Nacht in der Natronkammer zu. Die Kameele, mit lautem Geräusch wiederkäuend, mit zusammengebundenen Knieen, Esel und Pferde mit verknüpften Vorderfüßen, lagern in Gemeinschaft der schmauchenden Beduinen vor unserem Kabinet. Aber in welchem Zustande sieht uns der neue Morgen? Zerstochen und gebissen von Fliegen und summenden Moskito's und von zwei anderen Thiergeschlechtern, welche bereits die biblische Urkunde unter den Landplagen Aegyptens aufführt und die der heutige französische Witz im Pharaonenlande mit der leichten und der schweren Kavallerie bezeichnet, können wir kaum einen gesunden Quadratzoll Fläche auf unserem Körper entdecken.

Die Schönheit des Morgens verjagt bald die trübe Erinnerung an die vergangene Schreckensnacht aus dem Kopfe. Wir lassen uns über die Natur der Natronseen, deren Fallen und Steigen im umgekehrten Verhältniß zur Nilüberschwemmung steht, von den Wächtern belehren, bemerken dabei, daß ihr schwer fließendes und salzig schmeckendes Wasser in der Nähe blutroth gefärbt ist, wahrscheinlich von Infusorien, in einiger Entfernung dagegen dunkelbläulich erscheint, und vom Winde bewegt karmoisinrothe Wellen erzeugt, und besuchen zum Schluß die Ruinen einer kleinen römischen Feste in einiger Entfernung von jenen Seen.

Nachmittag drei Uhr bricht die Karavane von Neuem auf, um das bedeutendste jener vier uralten koptischen Klöster zu besuchen, welches etwa fünf Stunden Weges vor uns gelegen ist. Ein wortreicher Abschied, begleitet vom klingenden Lohne des Backschisch, jenes Zauberwortes, welches dem Reisenden im Orient noch Jahre lang nach seiner Rückkehr in die Heimat in die Ohren nachgellt, trennt uns für ein ganzes Leben von den Natronhütenden Arabern.

Wir ersteigen eine ziemlich beträchtliche Höhe und erblicken von dem breiten Kamme des Berges aus im gelben Abendscheine der sinkenden Sonne drei Klöster vor uns, in der Mitte dasjenige, welches das Ziel unserer Wanderung ist. Sie erscheinen uns so nahe, daß wir deutlich die einzelnen Theile der Gebäude zu unterscheiden vermögen, ja selbst die Gipfel der Palmen erkennen, welche aus dem Klostergarten über die hohe Mauer emporragen. Wie in der Wüste, be-

sonders bei Nacht, der Schall in seltsamer Weise verstärkt gehört wird, so erscheinen bei Tage sämmtliche entfernte Gegenstände dem Auge bei weitem näher, als sie in der That sind und täuschen auf wunderbare Art den Sinn des Gesichts. Während wir glauben, in einer halben Stunde das Kloster zu erreichen, müssen wir drei volle Stunden rüstig zureiten, um unter seinen Mauern zu stehen. Das Abendglöcklein, welches die frommen Brüder zum Gebete auffordert, entsendet seine klaren Töne zu uns herüber. Wie wird der Busen in der öden Wüste bei den heimischen Klängen so wundersam erregt? Tausend süße Erinnerungen an die ferne Heimath und die theure Familie treten vor die träumende Seele und täuschen das sehnsuchtsvolle Herz wie die luftigen Nebelbilder den Pilgrim in der Wüste.

Noch einmal beleuchtet die Sonne am westlichen Horizonte mit ihrem letzten Strahle das trostlose Bild der Wüste, dann verschwindet sie und mit ihr der letzte Grad ihres segensreichen Geschenkes der Wärme. Ein kalter, fast eisiger Nordwind weht durch die Wüste dahin und nöthigt uns mit dicken Gewändern den Körper zu umhüllen. Das laute harr, harr! der Beduinen treibt die Thiere in schnellerem Schritte vorwärts und endlich liegt die mächtige Kloster-Mauer mit ihrem thurmähnlichen Eingang dicht vor uns. Drei Beduinen, an ihrer Spitze der vorsichtige alte Schech der Karavanen-Straße, das Gewehr halb in Anschlag, eilen vorauf, um zu erspähen, ob nicht beutelauernde Wüstensöhne im Hinterhalt liegen. Ihre

Besorgniß ist glücklicherweise unbegründet gewesen und so säumen sie nicht, wacker an dem langen Strick zu ziehen, welcher von einer Oeffnung im Thurme herabhängt und das Fremdenglöcklein in Bewegung setzt. Wir müssen lange warten, ehe uns eine Antwort gegeben wird und haben deshalb Zeit, uns genauer mit der Lokalität vertraut zu machen. Eine starke unerklimmbare Mauer umgiebt in einem großen Viereck das Kloster und steigt zu einer Höhe von sechszig Fuß an. An dem thurmähnlichen Bau an ihrem einen Ende ist über der Thür das koptische Kreuz in dem Mauerwerke angebracht, durchaus ähnlich in seiner Gestalt dem Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes. Das enge kleine Thor, durch welches man nur in sehr gebückter Stellung zu gehen vermag, ist fast gänzlich durch zwei mächtige Steinblöcke versperrt und außerdem durch eine dicke mit Eisen reichlich beschlagene Thür geschlossen. Die Gipfel fruchttragender Dattelpalmen ragen lustig über die Mauerkrönung hinweg.

Inzwischen werden Stimmen im Innern des Thurmes hinter der Thür laut und man unterhandelt in lebendigem Gespräche mit den Beduinen, welche einen arabisch geschriebenen Empfehlungsbrief für die Europäer durch die kleine Thürspalte über der Schwelle hindurchgleiten lassen. Nach langem Hin- und Herreden wird endlich der Riegel der Pforte zurückgeschoben, knarrend dreht sich die geheimnißvolle Thür in den rostigen Angeln und heraus treten wie vermoderte Grabesbewohner ein Dutzend menschlicher Ge-

ſtalten. Der Anblick hat etwas Düſteres, Herzſpannendes, welches die traurige Umgebung und das Zwielicht des Abends nur noch erhöht. Ein ſchwarzer oder blauer Turban, das Abzeichen koptiſcher Chriſten in Aegypten, überragt in dicker Umwindung das bleiche, abgeſtorbene Antlitz jeder einzelnen Perſon, welche aus der Nacht der Pforte gebückt emportaucht. Ein langes, tiefdunkeles Gewand umhüllt den abgemagerten Körper. Sichtlich erfreut ergreifen ſie unter vielen höflichen Redensarten unſere Hände, führen ſie an den Mund und beſchämen uns faſt durch ihr brüderliches Benehmen. Sie entſchuldigen ſich unaufhörlich, daß ſie nicht ſofort geöffnet haben, vielmehr hätten ſie geglaubt, wir ſeien räuberiſche Beduinen und gekommen, um das Kloſter mit Liſt zu überfallen. Endlich drängen ſie uns in die enge Pforte hinein, während die Thiere und ein Theil der Beduinen draußen lagern müſſen; gebückt durchſchreiten wir einen langen engen Gang und gerathen zuletzt in eine offene Halle, in welcher uns andere Mönche mit gelben, dünnen Wachskerzen in den Händen, zuvorkommend empfangen. Nach uns ſchielend, halten ſie die eine Hand vor die von Krankheit gerötheten Augen, um den gelben Schein des Lichtes abzuwehren. Jeder Neuangekommene nähert ſich uns achtungsvoll, um unſere Hand zu küſſen, oder vielmehr um uns ſtets eine neue Verlegenheit zu bereiten. Inzwiſchen ſetzt man ein Zimmer für die fränkiſchen Gäſte in Bereitſchaft. Man führt uns über zwei Höfe, der letztere mit einem Garten geziert, in

dem aus niedrigen Strauchpflanzen ſchlanke Palmen in die Luft ragen, eine wahre Oaſis in dieſer Wüſtenei, zu der oberſten von drei Terraſſen, auf einer ſo zerfallenen ſteinernen Treppe, daß wir nur mit größter Vorſicht zu ſteigen vermögen. Unſer ziemlich geräumiges Zimmer, mit demſelben ekelhaften Geruche erfüllt, welcher die Nähe eines Kopten und ſein Zeug verräth, iſt durch ein kleines Holzgitter in zwei Theile geſondert und mit alten Matten und Decken belegt. Es enthält zwei niedrige Hauptfenſter nach dem Hofraume zu, ein ſtark vergittertes Loch mit der Ausſicht nach der Wüſte, und außerdem eine Zahl von etwa zehn Oeffnungen, durch welche der Zugwind ſein feines Lied abſpielt. Das ganze Mönchsthum des Kloſters verſammelt ſich in und vor unſerem Gemache, nun erſt beginnen die eigentlichen Vorſtellungen. Zwei hochbetagte blinde Patres ſtehen an der Spitze der Kloſterbewohner, welche von Kairo aus ihren Zuwachs erhalten. Mit arabiſcher Breitzüngigkeit erzählen ſie uns, daß das Kloſter gegenwärtig an 1500 Jahre alt ſei — immer noch dreiunddreißig Jahrhunderte jünger als viele Grabkapellen auf dem Pyramidenfelde von Gizeh — und nach der ſyriſchen heiligen Jungfrau benannt ſei, da in älteren Zeiten Syrer neben den Aegyptern daſſelbe bewohnt hätten. „Wir beten dreimal täglich zum lieben Gott, ſo ſchließen ſie mit einer gewiſſen Ruhmredigkeit, früh vor Sonnenaufgang, zu Mittag und am Abend. Wir faſten am Dienſtag und Freitag; da wir dann kein Fleiſch eſſen, ſo preiſen wir euch glücklich,

daß ihr nicht geſtern, ſondern heute, am Sonnabend, zu uns gekommen ſeid. Außerdem faſten wir vierzig Tage lang zu Oſtern und zu Weihnachten."

Nachdem wir den Wunſch ausgeſprochen haben, am andern Morgen der Frühmeſſe beizuwohnen, werden wir zum Abendbrote eingeladen. Mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen hocken wir in mühſamer Stellung auf den Matten ſammt den Vätern des Kloſters um ein rundes Brett, welches auf einem kaum einen Fuß hohen Unterſatze ſteht und mit dieſem eine Art leicht beweglichen Tiſches bildet. Suppe mit ſüßen Bataten und kaltes Kalbfleiſch bilden den Küchenzettel, dazu etwa dreißig kleine Brote aus Mais. Das Waſſer, welches wir dazu aus thönernen Gefäßen, den ſogenannten Quilon, trinken, ſchmeckt ſalzig und ſchlecht, und würde einem Naturforſcher einen reichen Fundort zum Studium der verſchiedengeſtaltetſten Infuſorien gegeben haben. Ein tiefer Quell im Kloſter ſpendet es den Mönchen. Ohne Löffel, Gabel noch Meſſer werden die Speiſen in wörtlichem Sinne reißend ſchnell eingenommen, nur mit der Suppe werden wir verwöhnte Franken nicht recht fertig, deſto beſſer aber die alten koptiſchen Väter. Sie ſtreifen mit ehrſamer Miene kunſtgerecht den langen Aermel ihres Gewandes zurück und tauchen das Brot und damit die Hälfte der nur ſichtbaren rechten Hand in die hölzerne Schüſſel mit Suppe, wobei ſie, laut ſchmatzend und mit breitem Munde unſchickliche Töne aus dem geſättigten Magen emporſtoßend, die von der Suppe benetzten Finger

ſorgſam — ablecken. Es fällt uns mit Recht auf, daß dieſe chriſtlichen Mönche die Mahlzeit weder mit einem Gebete begonnen haben, noch es damit ſchließen, und wir fangen bereits an, gerechte Bedenken gegen ihre Frömmigkeit zu hegen. Nach beendigter Mahlzeit ſteigen wir mit der geſammten Kloſterbevölkerung in den Hof nieder, wo ein heftiger Wind bei einer Temperatur von + 16° Réaumur durch das Blattwerk der Palmengipfel rauſcht. Die gelben, oft erlöſchenden Wachskerzen erleuchten mit mattem Scheine die unteren Zellen der Mönche, doch hell genug, um darin eine grauenerregende Unſauberkeit zu entdecken. In der Kirche, welche durch ein geſchnitztes Gitter mit ausgelegter Arbeit in zwei Abtheilungen getrennt iſt, in den Vorraum (hêkal) für den Laien und in den Raum für den Prieſter, werden uns mit beſonderer, faſt kindiſcher Freude die ſchlechtgemalten Bilder heiliger Perſonen und die Mumien zweier Heiligen der koptiſchen Kirche gezeigt, welche einſt in dem Kloſter gelebt hatten. Straußeneier hängen an langen Schnüren von der Decke in die Kirche hinein. Auf einem Pulte liegt ein ziemlich altes koptiſch-arabiſches Evangelium. Jede Seite des Pergament-Buches ſtarrt von Fettflecken und abgetropftem gelbem Wachſe und iſt ebenſo ſchmutzig als das Pult, auf dem es ruht, als die Kirche und die ganze koptiſche Kloſterbevölkerung. Weiter führt man uns ſchauluſtige Franken nach einem viereckigen Baſſin in einem beſonderen Vorraum der Kirche, angefüllt mit ſchmutzigem brackigem Waſſer aus der tiefen Quelle im

Kloſter, in welche die Mönche einmal im Jahre zum Andenken an die Taufe Chriſti durch Johannes hinabſteigen. Ein zweiter Kirchraum, in welchem man die Faſtenzeit über knieend den Gottesdienſt verrichtet, iſt mit einer geſchrotenen Getreideart wie überſäet. Eigenthümlich iſt der Eindruck, den ein langes und gewölbtes Zimmer mit Spuren älterer roher Malerei auf unſer Gemüth erzeugt. Ein langer Tiſch nimmt das Zimmer ein, Hunderte kleiner Brote liegen darauf, eine ſteinere Doppelbank gewährt die Sitze vor demſelben. Doch wer und wo ſind die Gäſte, welche an dieſer langen Tafel, mitten in der Wüſte, ihren Platz finden ſollen? Die Mönche geben uns darüber Nachricht, daß nämlich dieſer Tiſch für die wandernden Beduinen daſtehe, welche von Hunger getrieben an dem Fremdenglöcklein ziehen und die Mönche um gaſtfreundſchaftliche Aufnahme erſuchen.

Nur mit bemerkbarer Scheu und auf langes Bitten werden wir nach dem letzten, ſehenswürdigſten Orte des ganzen Kloſters geführt. Mühſam ſteigen wir auf die Terraſſe eines kleinen Gebäudes, ein Brett wird von hier aus nach der vorſpringenden Schwelle einer verſchloſſenen Thür querübergelegt, welche ſich in einiger Höhe des Thurmes befindet. Mit Vorſicht mahnt uns der vorangehende Bruder Mönch die ſchwanke Brücke zu betreten. Der morgenländiſche hölzerne Hakenſchlüſſel giebt dem ſchweren Riegel freie Bewegung und wir gelangen durch die geöffnete Thür in einen engen Raum, von dem aus eine zweite

nicht minder ſtark befeſtigte Thür zu einem beſonderen Gemache führt. Die Würdenträger des Kloſters folgen uns auf dem Fuße nach, und beobachten ſorgfältig jede unſerer Bewegungen. Hier iſt das Bibliothekszimmer, welches ſie mit Argus-Augen behüten. Wir glauben eine ordentlich aufgeſtellte Bücherſammlung bewundern zu können, reich an alten Schriften, aber welch' eine chaotiſche Unordnung herrſcht in dieſen Räumen? Etwa vierzig ſtarke Bände, meiſt arabiſche und koptiſche Handſchriften enthaltend, liegen auf einer Bank liederlich umher; ausgeriſſene Blätter von Pergament oder Baumwollen-Papier bedecken den ſchmutzigen Boden, die Deckel der Bücher ſind meiſt zerfault und nagende Würmer haben durch tiefe Löcher die alte Schrift entſtellt. Einige dieſer Manuſcripte können leicht ein Alter von vier bis fünf Jahrhunderten haben; ſie den Mönchen abzukaufen, gelingt weder durch Ueberredung, noch Gold. „Herr, ſagt der Prior des Kloſters, dieſe Bücher ſind von Brüdern geſchrieben, welche nun ſchon Jahrhunderte im Erdenſchoße ruhen. Sie haben uns am Ende jeder Handſchrift das feierliche Gelübde auferlegt, keines dieſer frommen Vermächtniſſe, bei Verluſt unſeres Seelenheiles, in irgend einer Weiſe zu veräußern.“ Dagegen läßt ſich freilich von unſerer Seite wenig ſagen und mit einem mitleidigen Blicke auf die unverſtandenen alten koptiſchen Schriften bedauern wir das unwürdige Schickſal dieſer Bücher, welche ſo große Unwiſſenheit auf das Sorgfältigſte behütet. Nachdem wir eine Art von Kapelle in

dem Hinterraume des Bibliothek-Zimmers mit mehreren ſchlecht gemalten Bildern der Schutzpatronin Mirjam (Maria) und des heiligen Makarios, ſowie ein Gitter aus Schnitzwerk und dahinter die gläſernen Meßgefäße mit den dazu gehörigen Decken hatten bewundern müſſen, wandern wir mißgeſtimmt und unter denſelben Hinderniſſen in unſere Zelle zurück und ſtrecken den müden Körper auf die Matten und Decken aus, um die ſüße Gabe des Schlafes im Wüſten-Kloſter der ſyriſchen heiligen Jungfrau zu genießen.

Wir träumen von den alten Kopten, deren jämmerliche Epigonen heute unſere Wirthe waren, wir ſchauen zurück in die alten Zeiten und ſehen an hundert Klöſter in dem Thale der Natronſeen ſtehen, aus denen einſt Kaiſer Valens nicht weniger als funfzig mal hundert Mönche in das byzantiniſche Heer ſteckte, wir ſchauen weiter zurück in die Jugendzeit des Chriſtenthums, in welcher Aegypten die Zufluchtſtätte der erſten Chriſten war, wir träumen vom heiligen Antonius, von den Einſiedlern und Büßern, vom frommen Pachomius, welcher um die Mitte des vierten Jahrhunderts das erſte Kloſter auf der palmenreichen Nil-Inſel Tabenne ſtiftete, — da erdröhnen die Wände unſeres Zimmers und der Boden wankt in zitternder Bewegung. Ein furchtbares Krachen und langnachhallendes Rollen weckt uns aus dem kurzen Schlafe. Erſchreckt und verwundert zugleich reiben wir die Augen. Zuckend leuchtende Blitze erhellen die weißen, geſpenſterhaft blinkenden Kalk-

wände unſerer Zelle, ſauſend pfeift der ſtürmende Zugwind durch die Wandöffnungen des Zimmers und in Strömen klaſcht der Regen gegen die hohe Kloſtermauer. Nach den kurzen Pauſen zu urtheilen, die wir zwiſchen Blitz und Donner zählen, entladet ſich, ganz in unſerer Nähe, ein ſtarkes Gewitter. In unſere Mäntel gehüllt, begeben wir uns in Sturm und Wetter hinaus auf die offene Terraſſe, um von der Mauerbrüſtung herab Zeugen des großartigen, aber ſeltenen Schauſpieles in Aegypten zu ſein. Praſſelnd erleuchtet Blitz auf Blitz die endloſe Wüſte, welche in ein glühendes Feuermeer verwandelt zu ſein ſcheint, mit entſetzlichem Gedröhn ſtoßen die dunkelen Gewölke zuſammen, während der Geſang der zitternden Mönche zu uns herauf aus den Räumen der erhellten Kirche, wie ſchwaches Aechzen ſterbender Männer emporſchallt zwiſchen den Pauſen des rollenden Donners.

Nach einer Stunde verzieht ſich das Unwetter, welches gegen zwei Uhr begonnen hatte, der ſtrömende Regen läßt nach und die Wüſte bedeckt ſchweigende finſtere Nacht. Wir bringen den letzten Theil derſelben in dem unruhigſten Schlafe zu. Die quälenden ekelhaften Mitbewohner der Natronkammer lebhaften Angedenkens ſcheinen ihre Wüſten-Reſidenz im Natronkloſter der ſyriſchen heiligen Jungfrau aufgeſchlagen zu haben und voll nichtiger Wuth, gepeinigt vom ſtechenden Schmerze, theilt ein Schläfer dem andern ſein Leid mit. Nur ſtille Reſignation vermag in ſolchen ächt ägyptiſchen Zuſtänden die gewöhnliche Lebensruhe zu erhalten. Wehe

Dem im Pharaonenlande, der ſolche Feuerproben der Geduld nicht zu beſtehen vermag!

Um fünf Morgens läutet die Glocke in drei Pauſen zur Frühmeſſe. Wir verlaſſen die irdiſche Hölle und ſteigen in die Kirche hinab, wo bereits die Mönche verſammelt ſind. Der Sonntag hat unſere Stimmung feierlicher, als je erhoben und mit einem ſtillen Gebete überſchreiten wir die Schwelle zum koptiſchen Tempel, welcher durch Ampeln matt erleuchtet iſt und von ſtarkem Weihrauch duftet. Allein welch' einen Anblick bietet dieſer Gottesdienſt dar? Die kleine Gemeinde ſcheint eine Verſammlung von Faullenzern zu ſein, welche ſich das Stehen beim Gottesdienſt dadurch zu erleichtern ſuchen, daß ſie den einen Arm auf hohe Krücken ſtützen, und zum Ueberfluß den Rücken an die Wand lehnen, oder in eine Ecke hineinpreſſen. Auch wir erhalten ſolche Krücken, auf welche wir uns dem ſchlechten Beiſpiele folgend und um jedes Aufſehen zu vermeiden, wie hinkende Leute ſtützen. Die fungirenden Geiſtlichen tragen weiße Röcke oder richtiger geſagt Röcke, die einſt weiß waren und welche ſie, nach Art der Beduinenmäntel, um Kopf und Hals gewunden haben. Rothe koptiſche Kreuze ſind auf Bruſt und Aermel eingeſtickt. Der Prieſter, welcher gerade die Meſſe lieſt, iſt in einer fortdauernden Bewegung, bald dreht er ſich vor-, bald rückwärts, bald beräuchert er die Heiligen, bald die Bilder, bald das Buch. Das Evangelium wird zunächſt in koptiſcher Sprache, von der kein Kopte ein Wort mehr verſteht, dann in arabiſcher in pſalmodirendem Tone

abgesungen. Mitunter plärren die Mönche mit, dabei verbessern sie fortdauernd den, welcher den heiligen Abschnitt koptisch liest, wobei derselbe, zuletzt ungeduldig, den nächsten besten Tadler mit den Worten abweist: „óskut hansîr, schweig, du Schwein!" Voller Erstaunen hören wir diesen seltsamen Ruf in einer christlichen Kirche, und wie wir uns umsehen, um Zeugen unseres gerechten Mißfallens unter den anwesenden Personen zu entdecken, Himmel! da bemerken wir, daß einige unter den Mönchen den Körper an die Wand gelehnt, den Kopf zur Abwechselung auf die Krücke gestützt, vernehmbar schnarchend den süßen Morgenschlaf fortsetzen, andere schwatzen und lachen, andere endlich mit lautem Geräusche und Glieder-Recken auf eine höchst ungebärdige Weise gähnen. Es scheint, als gehöre das Alles bei den Kopten zur kirchlichen Feier. Nachdem dieser sogenannte Gottesdienst eine volle Stunde gedauert hat, vertheilt der Geistliche gesegnete, ungesäuerte Brote. Auch wir erhalten eines und verzehren es nach der Uebrigen Beispiel in der Kirche.

Von närrischer Einbildung befangen, halten sich die Bewohner dieser Klöster für die frömmsten aller Christen, und glauben die Urformen des Christenthums am treusten bewahrt zu haben. Geistig und physisch abgestumpft, bieten sie in ihrer eitlen Selbstgefälligkeit ein abschreckendes Beispiel des krassesten Fanatismus dar, und das Christenthum vermodert hier in seiner eigenen Wiege.

Wir danken Gott, daß wir den freien Hof wieder erreicht haben, wo die Beduinen bereits unserer warten. Nachdem

die Geiſtlichen ein Geldgeſchenk empfangen haben, welches ihnen mehr Freude zu bereiten ſcheint, als ein ſo ſeltener Beſuch von Europäern, wie der unſere, wünſchen ſie uns mit der bekannten Redefertigkeit eine glückliche Reiſe und alle legen unaufhörlich die rechte Hand auf Bruſt, Mund und Stirn zum Zeichen des Abſchiedsgrußes. Derſelbe enge Gang führt uns durch die kleine Pforte in die Wüſte hinaus, welche unter dem blauen Himmelsdome in merkwürdiger Friſche prangt. Die Sonne iſt bereits aufgegangen, die Thiere ſcharren ungeduldig in den naſſen Boden, wir ſteigen auf und der Rückzug nach Terraneh findet ebenſo ruhig und ungeſtört Statt, wie die Hinreiſe zu den Natronklöſtern. Nach einem Beſuche in dem bedeutendſten derſelben erſcheint uns die Wüſte ein angenehmer und lieber Aufenthalt geworden zu ſein, ſcheu und ängſtlich ziehen wir bei dem zweiten Kloſter neben dem vorigen vorbei und ſchlagen dann den Weg nach Oſten ein. Ein zwölfſtündiger Marſch, bei dem nur einmal geraſtet wird, führt uns demſelben Ziele wieder zu, von dem wir ausgegangen ſind. Die Thiere haben in der dörrenden Hitze des Tages ihren Durſt ſeit drei Tagen nicht zu löſchen vermocht, und wir ſelbſt ſind ermüdet bis zum Umſinken. Der Weg ſcheint ſich endlos zu verlängern, eine „malaqa" folgt der anderen und doch beleuchtet bereits die ſinkende Sonne mit röthlichem Abendſcheine die Wüſte. Schnaufend ſtreckt das Kameel den gebogenen Hals vorwärts, das Pferd wiehert in luſtigem Gange, und der Eſel, die Ohren ſpitzend, verdoppelt ſeinen leichtfü-

ßigen Lauf. Die Beduinen feuern unter Chorgesang ihre Gewehre ab, alles deutet darauf hin, daß wir der üppigen Fülle des vegetativen Lebens bald wiedergegeben sein werden.

Da, noch ehe die Sonne über die Erde den letzten scheidenden Strahl ausgebreitet hat, liegt im lichten zarten Grün das fruchtbare Nilthal dicht zu unseren Füßen. Die Barke steht an derselben Stelle, aber die ganze Landschaft, so einfach in ihren Theilen, scheint zehnmal reicher, zehnmal schöner und lieblicher geworden zu sein. Mit einem herzlichen „elhamdulillah, Lob und Preis sei Allah!“ empfangen uns die wartenden Freunde auf der Barke, denn wir haben den ersten Wüstenritt in die oft beunruhigte libysche Wüste hinein ohne leidvolle Abenteuer glücklich bestanden.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Ein altägyptiſches Märchen.

Als ich vor einem Jahre die Ehre hatte, an dieſer Stelle ein ſelbſt gewähltes Thema unter dem Titel: „Was ſich die Steine erzählen“ zu behandeln, vermeldete ich mannigfache Kunde von dem, was uns die altersgrauen Steine der ägyptiſchen Denkmälerwelt aus den Vorzeiten aller menſchlichen Geſchichte urkundlich und treulich berichtet haben. Heute, wo mir eine gleiche Auszeichnung zu Theil wird, will ich wieder Denkmälerſtaub aufrütteln, aber in dieſer Stunde nicht die Steine, gleichſam für die Ewigkeit geſchaffene Urkunden, zum Zeugen meiner Nachrichten vom älteſten Damals anrufen, ſondern bröcklige, zerſplitterte und gebräunte Papyrusrollen durchmuſtern, die nach Schätzen ſuchend, der heutige Aegypter aus dunkler Grabeskammer-Nacht an's helle Tageslicht emporträgt.

In nothwendiger Beſchränkung will ich nicht von den Rollen ſprechen, welche, religiöſen Inhaltes, den Mumien

wie ein Reisepaß durch die mannigfachen, von Dämonen und Gottheiten bevölkerten Regionen der Unterwelt als Talismane mit in das Grab gegeben wurden, nicht von den bezahlten und unbezahlten Rechnungen, welche als gute und böse Andenken den Schuldner selbst in seiner stillen Katakombe nicht verließen, ich will nicht reden von all' den Erzeugnissen altägyptischer Schreibseligkeit, welche das alltägliche vielbewegte Leben hervorrief und welche gleichfalls der Tod nicht von den Körpern zu trennen vermochte; sondern eine einzige Rolle behandeln, deren Inhalt der Titel meines Vortrages angiebt.

Ich führe im Geiste zeitlich zweiunddreißig Jahrhunderte zurück und versetze uns im Gedankenfluge auf das Gebiet des altägyptischen Thebens. Da, wo sich heute die Trümmer riesiger Tempel an der Ost- und Westseite des segenspendenden Niles erheben, in der einsamen Nähe der taubenreichen elenden ägyptischen Dörfer Karnak und Luxor, da herrschte im vierzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Glanz und Pracht in den gewaltigen Tempeln und Königswohnungen, wo Pharao Ramses Miamun, der Erbauer der Städte Pithom und Ramses, Hof hielt, umgeben von den Königskindern und von den Großen und Mächtigen seines Reiches. Aber der Glanz seiner Regierung, äußerlich durch Siege, Triumphe und Reichthümer gekennzeichnet, fand seinen friedlichsten Schmuck in dem Kranze geistiger Größen, welche am Hofe des Königs in dem Kollegium der Hierogrammaten als Sterne erster

Größe leuchteten. Das vierzehnte Jahrhundert vor Christi Geburt sah in Theben ägyptische Poëten und Literaten und es fehlte an keinem ägyptischen Homer, welcher mit dichterischer Begeisterung die Kriege und Siege seines Königs und Herrn besang und im Liede verherrlichte. Und was keine Ueberlieferung, kein Hauch der Erinnerung von dem Andenken jener ausgezeichneten Männer erhalten hat, das haben die splitterigen Papyrusrollen, die bei ihren geplünderten Mumien und Särgen gefunden worden, getreulich aufbewahrt.

Nachdem, anfangs ihrem Werthe nach nicht erkannt und von einer Hand in die andere wandernd, die literarischen Schätze jener Epoche, in welche die Zeitgenossenschaft des großen Gesetzgebers Moses fällt, zuletzt ihren Platz in einzelnen Privatsammlungen und Museen Europas gefunden hatten, lenkte sich der wissenschaftliche Eifer auf das Studium jener Papyrusbündel, die eine so werthvolle literarische Erinnerung an die geschichtliche Vorzeit enthalten. Man entdeckte den Zusammenhang, in welchem die einzelnen Rollen mit einander stehen und überzeugte sich, daß den vielfach getheilten Inhalt der einzelnen Abschnitte das gemeinsame Band eines schriftstellerischen Musterstyles umfaßte, den zu erreichen das Streben der damaligen thebanischen Schriftgelehrten war. Zu den Koryphäen der Literatur, deren Reste sich so wunderbar bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gehörten nach mehreren Andeutungen vor allen neun Gelehrte am Hofe Pharao's, an deren

Spitze, als unerreichbar durch den Glanz seines Styles, ein gewisser Kagabu stand, mit dem Titel eines „Hüters der Bücherrollen". Der Obhut dieses altpharaonischen Oberbibliothekar's zu Theben war sicherlich jene große Bibliothek anvertraut, von der uns ein alter Klassiker besondere Meldung thut, mit dem Bemerken, daß dieselbe die Aufschrift getragen habe: ψυχῆς ἰατρεῖον „Heilanstalt für die Seele", Worte, welche unwillkürlich an das Nutrimentum spiritus Friedrich's des Großen an der Königl. Bibliothek zu Berlin erinnern. Neben diesem altägyptischen Oberbibliothekar blühten die anderen Meister gelehrter Bildung, deren Werke sich gleichfalls der Klassizität bei den alten Aegyptern erfreuten und deren Namen sich in diesen Rollen treu erhalten haben, wie die der Schriftgelehrten Hora, Meremapu u. A.

Was uns das Schicksal von ihren Werken in den Papyrusrollen aufbewahrt hat, ist der mannichfachsten Art. Bald enthalten ihre Schriften Hymnen an die Götter, bald Heldengedichte zu Ehren des Königs Ramses II., bald Ermahnungen zu einem tugendhaften Wandel auf Erden unter stetem Hinweis auf die Belohnungen im Jenseit, bald wieder historische Betrachtungen und Reiseschilderungen in einer poëtischen Form. Ein anderer, umfangreicher Theil ihrer Schriften ist in Gestalt brieflicher Mittheilungen abgefaßt, welche ein und dasselbe Thema behandeln: welche Kaste nämlich die einzig bedeutende im Staate sei. Die guten Autoren kommen in eigenthümlicher Selbstschätzung alle darin überein, daß der Schriftgelehrte allein auf der Höhe der Menschheit stehe,

weil ſeine Arbeit nicht Arbeit und Mühe, ſondern recht eigentlich Erholung und Genuß ſei. —

So ſehr der Inhalt der altägyptiſchen Papyrusrollen ein gegebenes Thema variirt, ſo berührt daſſelbe trotz mancher philoſophiſchen Abſchweifung immer nur das Bereich der Realität, des hiſtoriſchen Factums.

Die Welt der Phantaſie, das eigentliche Reich des Dichters, ſchien allein von der literariſchen Wahrheit ausgeſchloſſen zu ſein, bis ein glücklicher Fund auch dieſe Lücke auf das vollkommenſte ausfüllte.

Im Jahre 1852 war eine Dame, Madame d'Orbiney, aus London, auf einer Reiſe in Italien durch Kauf in den Beſitz eines ſchön geſchriebenen altägyptiſchen Papyrus gekommen. Auf ihrer Heimkehr legte ſie die braune Rolle mit ihren ſeltſamen Schriftzügen, welche neunzehn Seiten anfüllten, einem der erſten jetzt lebenden Kenner der altägyptiſchen Sprache und Schrift, dem Kaiſerl. Direktor der ägyptiſchen Sammlung zu Paris, Herrn Vicomte de Rougé, vor, der mit jenem Scharfblick, welcher ſeine Studien auszeichnet, ſofort den eigenthümlichen Inhalt des Papyrus erkannte, indem er denſelben als ein altägyptiſches Märchen bezeichnete.

In einem kurzen Aufſatze, abgedruckt in der Revue archéologique, theilte der franzöſiſche Akademiker dieſe merkwürdige Thatſache dem gelehrten Publikum mit und erhärtete durch eine freilich nur bruchſtückweiſe Uebertragung aus erſtem Guſſe die Wahrheit ſeiner Behauptung.

Der Aufsatz des franz. Vicomte hatte den Papyrus oder, wie er von nun an hieß, den Papyrus d'Orbiney in eine werthvolle Aktie verwandelt, die einzulösen die Fonds des Louvre nicht hinreichten. Wie gewöhnlich wanderte der zerbrechliche Schatz nach England, wo die reichen Mittel des britischen Museums nicht nur die Erwerbung der Rolle gestatteten, sondern auch eine möglichst genaue Copie des Originals in einer splendiden Publikation der gelehrten Welt zugänglich machten. Trotz der Veröffentlichung des altägyptischen Textes seit vier Jahren ist der Papyrus ein verschlossenes Buch geblieben, das ganz zu lesen bisher Niemand unternahm. Neben der Vicomte de Rougé'schen Arbeit und zwei englischen Auszügen ist nichts geschrieben, was irgend wie einer getreuen, vollständigen Uebersetzung gliche.

Somit wird mir das Glück zu Theil, an dieser Stelle in einer deutschen wörtlichen Uebertragung, nach dreitausendjähriger Pause zum ersten Male ein Märchen wieder zu erzählen, das vom ägyptischen Schriftgelehrten Annana für den genauen Zeitgenossen Moses, für den Königssohn Seti Mernephtah, das Kind des Pharao Ramses Miamun, niedergeschrieben ward. Daß die alten Aegypter das Märchen zu den besten Werken ihrer damaligen Literatur zählten, beweist der kritische Zusatz am Schlusse:

„Für so gut befunden, um beigesellt zu werden den Namen des pharaonischen Schriftgelehrten Kagabu und des Schriftgelehrten Hora und des Schriftgelehrten Meremapu.

Verfaßt ist es vom Schriftgelehrten Annana, dem Besitzer dieser Rolle. Möge der Gott Thoth alle Worte, welche in dieser Rolle enthalten sind, vor Untergang bewahren."

Die Sprache und der Ausdruck im Papyrus d'Orbiney, wie in der Mehrzahl der altägyptischen Literaturwerke aus der Zeit des vierzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, ist einfach, ungekünstelt, die Anschauung lebhaft und Phantasie verrathend, die Auffassung nach der Gefühlsseite hin, homerisch-kindlich, urmenschlich. Der ganze Styl erinnert lebhaft an die biblische Einfachheit in Wort und Gedanken, Wiederholungen nicht ausgeschlossen, die gerade in ihrer Monotonie an die Anfänge alles schriftlichen Ausdruckes erinnern. Selbst die folgende deutsche Uebersetzung, die Wort für Wort dem ägyptischen Ausdruck folgt, wird die angedeutete Eigenthümlichkeit des alten ägyptischen Literaturstyles nicht ganz zu verwischen vermögen.

Seite 1.

1. „Da waren zwei Brüder von einer Mutter und von einem Vater. Anepu hieß der ältere, Batau hieß der jüngere. Da nun hatte Anepu ein Haus und hatte eine Frau.

2. Sein jüngerer Bruder war bei ihm gleichwie ein Kind und jener machte ihm Kleider. Er ging hinter seinen Rindern auf dem Felde

3. [nur wenn] die Feldarbeit des Pflügens verrichtet wurde, dann mußte er allerlei Arbeit des Feldes mit verrichten helfen. Und siehe! sein jüngerer Bruder

4. war ein guter Arbeiter, nicht gab es seinesgleichen im ganzen Lande [. . . . .]. Nachdem der Tage viel geworden waren nach diesem, da war der jüngere Bruder

5. bei seinen Rindern, wie es seine tägliche Gewohnheit war, so trieb er sie auch heim nach seinem Hause allabendlich, und beladen

6. mit allerlei Kraut des Feldes [kehrte er heim vom Felde?], auf daß er das Kraut seinen [Thieren] vorlegte. Der ältere Bruder saß dann bei

7. seinem Weibe, auf daß er tränke und äße [während der jüngere Bruder] in seinem Stalle war bei seinen Rindern.

8. Wenn nun die Erde hell ward und ein neuer Tag anbrach und die Lampe [nicht mehr brannte], dann stand er auf (?) vor seinem älteren Bruder und brachte

9. die Brote nach dem Felde, auf daß er sie gäbe den Arbeitern, um zu essen auf dem Felde. Dann ging er hinter seinen Rindern

10. und sie sagten ihm immer, wo das gute Kraut war, und er hörte auf alle ihre Worte und er trieb sie nach der Stelle

Seite 2.

1. wo das gute Kraut war, welches sie gern hatten. Und die Rinder, welche vor ihm waren, wurden gar herrlich und sie mehrten ihre Zahl

2. gar sehr. Da war nun die Zeit des Pflügens.

Und ſein älterer Bruder redete zu ihm: Laß uns das Geſpann nehmen

3. um zu pflügen, denn die Felder treten hervor (nach der Ueberſchwemmung) und die [Zeit] iſt gut, ſie zu pflügen. Darum ſollſt du kommen

4. auf das Feld mit der Ausſaat, denn wir wollen uns mit dem Pflügen beſchäftigen [. . .] Alſo ſprach er zu ihm. Und ſein

5. jüngerer Bruder that in aller Weiſe, wie ſein älterer Bruder zu ihm geredet hatte [. .]. Und als die Erde hell geworden war und

6. ein neuer Tag entſtanden, da gingen ſie nach dem Felde mit ihrem [Geſpann] und hatten Fülle an Feldarbeit [und]

7. waren fröhlich gar ſehr über die Verrichtung ihres Werkes [. . . . .] Nachdem der Tage

8. viel geworden nach dieſem, da waren ſie auf dem Felde und [ſie hatten Mangel an Ausſaat] und er ſendete ſeinen

9. jüngeren Bruder, indem er alſo redete: Eile und bringe uns Ausſaat aus dem Dorfe. Und ſein jüngerer Bruder fand das Weib

10. ſeines älteren Bruders, wie ſie beim Flechten ihrer Haare ſaß. Da redete er zu ihr: ſtehe auf und gieb mir Ausſaat,

Seite 8.

1. denn ich muß auf das Feld eilen, weil mein Bruder

mir [geboten hat?] zurückzukehren ohne Aufenthalt. Da redete [sie] zu ihm: Geh,

2. öffne die Kornkammer, auf daß du nehmest, was deine Seele begehrt, [denn] es möchte mein Haar auseinander gehen auf dem Wege. Da ging der Jüngling

3. hinein in seinen Stall und er nahm einen großen Korb, weil er wünschte viele Körner zu tragen, und er lud auf sich

4. Weizen und Gerste und trat hinaus damit. Da redete sie zu ihm: Wie viel [trägst du?] und er sprach zu ihr: Drei Maaß Gerste

5. und zwei Maaß Weizen, im Ganzen fünf Maaß, die auf meinem Arme sind. So sagte er zu ihr. Da [redete sie zu ihm], indem sie sprach: Es ist [groß] deine

6. Stärke, und ich habe immerdar deine Kraft geschaut! und ihr Herz erkannte ihn [. . . . .] und sie [. . . . . .

7. . . . .] entbrannte nach ihm und redete zu ihm: Komm! wir wollen eine Stunde feiern und ruhen. Schmücke dich; ich werde dir

8. schöne Kleider geben. Da wurde der Jüngling einem Panther gleich vor Zorn ob dieser schlechten

9. Rede, welche sie zu ihm gesprochen hatte, und siehe! sie fürchtete sich gar sehr. Und er redete zu ihr, indem er sprach: Du, o Weib,

10. bist mir in der Weise einer Mutter und dein Mann ist mir in der Weise eines Vaters. Denn er ist älter als ich, als ob er mein Erzeuger wäre. Was

Seite 4.

1. iſt das für eine große Sünde, was du mir geſprochen haſt. Nicht mögeſt du es noch einmal ſprechen, noch werde ich es ſagen Einem, noch [werde ich] ein Wort darüber herausgehen laſſen aus meinem Munde zu irgend einem Menſchen!

2. Und er belud ſich mit ſeiner Laſt und er ging nach dem Felde. Da kam er zu ſeinem älteren Bruder und ſie waren voller Arbeit und ſie

3. thaten ihr Werk. Nachdem der Tag vergangen war und der Abend angebrochen, da kehrte der ältere Bruder nach ſeinem Hauſe

4. heim. Sein jüngerer Bruder war hinter ſeinen Rindern und er hatte ſich beladen mit allerlei Kraut vom Felde, auf daß er triebe ſeine Rinder

5. vor ſich her zum Nachtlager nach ihrem Stalle im Dorfe. Und ſiehe! das Weib ſeines älteren Bruders fürchtete ſich

6. ob der Rede, ſo ſie geſprochen hatte. Da ſchnitt ſie ſich Wunden (?) und ſie ſtellte ſich wie Jemand, dem von einem Böſewicht Gewalt angethan iſt, indem

7. ſie ihrem Manne zu ſagen wünſchte: Dein jüngerer Bruder hat mir Gewalt angethan. Ihr Mann aber kehrte heim am Abend

8. nach ſeiner täglichen Gewohnheit, und er trat ein in ſein Haus und er fand ſein Weib daliegend, wie von einem Böſewicht mit Gewaltthat behandelt.

9. Und nicht gab sie Wasser auf seine Hand nach seiner Gewohnheit und nicht zündete sie die Lampe vor ihm an und sein Haus war finster. Und sie lag

10. entblößt da. Und ihr Mann redete zu ihr: Wer hat mit dir gesprochen? stehe auf. Da redete sie zu ihm: Niemand hat mit mir gesprochen, außer deinem

Seite 5.

1. jüngeren Bruder, denn als er gekommen war, um dir Körner zu bringen, da fand er mich allein sitzend und er redete zu mir: Komm! laß uns eine Stunde feiern und ruhen.]

2. Ziehe deine [schönen Kleider] an. Also redete er zu mir. Ich aber hörte nicht auf ihn, (sondern sprach): Siehe! bin ich nicht deine Mutter und dein älterer Bruder ist er nicht zu dir nach der Weise eines Vaters?

3. Also redete ich zu ihm. Und er fürchtete sich und er that mir Gewalt an, auf daß ich nichts anzeigen sollte. Wenn du ihn noch leben läßt, so werde ich sterben. Schau!

4. Er war gekommen, um | . . . . .] wenn ich ertrage diese böse Rede, so wird er es thun sicherlich (?) Da wurde sein älterer Bruder

5. dem Panther gleich und er machte sein Beil scharf und nahm es in seine Hand. Und sein älterer (Bruder) stellte sich hinter die Thüre

6. seines Stalles, um seinen jüngeren Bruder zu tödten bei seiner Ankunft am Abend, wann er hineintrieb seine Rinder in den

7. Stall. Als nun die Sonne unterging und er ſich beladen hatte mit allerlei Kraut des Feldes nach ſeiner täglichen Gewohnheit, da

8. kam er an und die erſte Kuh trat in den Stall. Da redete ſie zu ihrem Hirten: Hüte dich vor deinem älteren Bruder, der da ſteht

9. vor dir mit ſeinem Beile, um dich zu tödten. Bleibe fern von ihm. Und er hörte die Rede ſeiner erſten Kuh.

Seite 6.

1. Da trat die andere hinein und redete ſolches in gleicher Weiſe. Und er ſchaute unter die Thüre ſeines Stalles

2. und er erblickte die Beine ſeines älteren Bruders, der hinter der Thüre ſtand, ſein Beil in ſeiner Hand.

3. Und er legte ſeine Laſt zur Erde nieder und floh jählings von dannen und ſein

4. älterer Bruder folgte ihm nach mit ſeinem Beile. Und es flehte ſein jüngerer Bruder zum Sonnengotte Harmachis,

5. indem er ſprach: Mein guter Herr, du biſt es, welcher unterſcheidet die Lüge von der Wahrheit! Und es ſtand der Sonnengott um

6. zu hören alle ſeine Klage und der Sonnengott ließ ein großes Waſſer entſtehen zwiſchen ihm und zwiſchen ſeinem älteren (Bruder) und es war

7. voller Krokodile. Und der eine von ihnen war auf dem einen Ufer und der andere auf dem anderen.

8. Sein älterer Bruder that zwei Schläge mit ſeiner

Hand, aber er vermochte ihn nicht zu tödten. Also that er. Und sein

9. jüngerer Bruder rief ihm zu von dem Ufer aus, indem er sprach: Bleibe und harre bis hell sein wird die Erde, und wenn die Sonnenscheibe emportaucht, dann werde ich

Seite 7.

1. mich dir eröffnen vor ihr, um die Wahrheit erkennen zu geben, denn niemals habe ich dir Böses zugefügt.

2. Aber an dem Orte, wo du bist, werde ich nicht weilen, sondern ich werde nach dem Cedernberge gehen. Nachdem die Erde hell geworden war und der andere Tag entstanden, da

3. tauchte der Sonnengott Harmachis empor, und es schaute einer von ihnen den andern. Und der Jüngling redete zu seinem älteren Bruder, indem er sprach:

4. Warum folgst du mir nach, um mich zu tödten mit Ungerechtigkeit? Hörst du nicht, was mein Mund spricht, nämlich: Ich bin dein jüngerer wirklicher Bruder, und

5. du warst mir in der Weise eines Vaters und dein Weib in der Weise einer Mutter. Siehe, war es nicht so, als du mich gesendet hattest, um Körner zu holen, daß dein

6. Weib zu mir redete: Komm! wir wollen eine Stunde feiern und ruhen?! Nun schaue, sie hat dir alles umgedreht. Und er machte

7. ihn wissen von dem, was zwischen ihm und seinem Weibe geschehen war. Und er schwur bei dem Sonnengotte Harmachis, indem er sprach: Wenn das

8. deine Absicht ist, um zu tödten mit Ungerechtigkeit, so stecke dein Beil in die Oeffnung deines Gürtels(?). Und er holte ein

9. scharfes Messer hervor und er schnitt sich ein Glied seines Körpers ab und warf es in das Wasser und die Fische fraßen es. Da

Seite 8.

1. sank er in Ohnmacht und wurde todtmatt, aber die Seele seines älteren Bruders wurde gar sehr betrübt. Und er stand da, weinte und klagte, und konnte doch nicht hinübergehen zu seinem jüngeren Bruder wegen der Krokodile.

2. Und sein jüngerer Bruder rief ihm zu, indem er also sprach: Siehe, du ersanneſt Böses und nicht hatteſt du Gutes im Sinn dafür. Doch will ich dir Eines kund thun, was du machen mußt. Gehe nach deinem Hause,

3. besorge dein Vieh, denn ich werde da nicht bleiben, wo du weilst, sondern ich werde nach dem Cedernberge gehen. Das nun sollst du mir thun, wenn du kommst, um dich nach mir umzusehen.

4. Wisse nämlich, ich muß mich trennen von meiner Seele, so daß ich sie lege in die Spitze der Blüthe der Ceder. Und wenn einmal zerschnitten werden wird der Cedernbaum, so wird sie fallen auf die Erde.

5. Wenn du kommst, um sie zu suchen, so weile sieben Jahre, um sie zu suchen, und wenn deine Seele das erträgt, so wirst du sie finden. Dann lege sie in ein Gefäß mit kaltem Wasser. So werde ich von Neuem aufleben und werde Antwort geben

6. auf alle Frage, um kund zu thun, was mit mir weiter geſchehen muß. Laß auch eine Flaſche mit Gerſtentrank bei deiner Hand ſein, verpiche ſie, und zögere nicht damit, daß ſie bei dir ſei. Und er ging

7. nach dem Cedernberge und ſein älterer Bruder begab ſich nach ſeinem Hauſe, legte ſeine Hand auf ſein Haupt und ſtreute Erde darauf. Als er in ſein Haus eingetreten war, tödtete er

8. ſein Weib, warf ſie den Hunden vor, und ſetzte ſich nieder, um über ſeinen jüngeren Bruder Leide zu tragen. Nach vielen Tagen ſpäter befand ſich ſein jüngerer Bruder auf dem Cedernberge,

10. und Niemand war bei ihm und er verbrachte den Tag damit, die Thiere des Landes zu jagen, und kam des Abends, um ſich niederzulegen unter den Cedernbaum, in deſſen Blüthenſpitze ſeine Seele lag. Viele

Seite 9.

1. Tage ſpäter baute er ſich eine Hütte mit ſeiner Hand (auf) dem Cedernberge

2. und füllte ſie mit allem Guten an, was er in ſeinem Hauſe haben wollte. Als er aus ſeiner Hütte heraus ging, da begegnete er der Neunzahl der Götter,

3. welche ausgegangen war, um für das ganze Land Sorge zu tragen. Und die Schaar der Götter redet untereinander (und) ſprach zu ihm:

4. Oh! Batau, du Stier der Götter, warum biſt du

doch allein, warum hast du dein Land verlassen vor dem Weibe des Anepu, deines älteren

5. Bruders? Siehe seine Frau ist getödtet. Kehre zurück zu ihm, er wird dir alle Fragen beantworten. Und ihr Herz erbarmte sich

6. seiner gar sehr. Da sprach der Sonnengott Harmachis zum Chnum: Bilde doch ein Weib dem Batau, damit

7. er nicht allein sitze. Und Chnum bildete ihm ein Weib, und als sie da saß, war sie schöneren Leibes, denn alle Weiber im

8. ganzen Lande, alle Gottheit war in ihr. Und die sieben Zahl der Hathoren kamen und schauten sie an und sie sprachen mit einem

9. Munde: Sie wird eines gewaltsamen Todes sterben. Und er liebte sie gar sehr und sie saß in seinem Hause, während er den Tag damit verbrachte,

Seite 10.

1. um die Thiere des Landes zu jagen und die Beute vor sie hinzulegen. Und er sprach zu ihr: Gehe nicht aus, damit du nicht dem Meere begegnest,

2. daß es dich entführe; denn nicht vermöchte ich dich zu retten vor ihm, dieweil ich bin weibisch wie du, weil meine Seele in der Spitze der

3. Cedernblume liegt. Wenn sie ein anderer findet, so muß ich darum kämpfen. Und er öffnete ihr sein Herz in seiner ganzen Weite.

4. Viele Tage ſpäter war Batau ausgegangen, um zu jagen nach ſeiner alltäglichen Gewohnheit;

5. das junge Weib aber hatte ſich hinaus begeben, um zu wandeln unter der Ceder, welche bei ihrem Hauſe ſtand. Siehe! es erblickte ſie das Meer

6. und ſtieg empor hinter ihr, ſie aber rettete ſich eiligen Laufes vor ihm und trat in ihr Haus.

7. Das Meer aber rief der Ceder zu, indem es ſprach: Oh! wie liebe ich ſie. Da gab ihm die Ceder eine Locke ihres Haares. Und das

8. Meer führte ſie nach Aegypten. Und es legte ſie an der Stelle nieder, wo die Wäſcher des Hauſes Pharao waren. Und der Geruch

9. der Haarlocke theilte ſich den Kleidern Pharao's mit, und es erhob ſich ein Streit unter den Wäſchern

10. Pharao's, indem ſie ſprachen: Ein Geruch von Salböl iſt in den Kleidern Pharao's! und ein Streit entſpann ſich täglich darüber.

Seite 11.

1. Und ſie wußten nicht, was ſie thaten. Der Oberſte der Wäſcher Pharao's aber ging nach der See und ſeine Seele war bekümmert

2. gar ſehr wegen des täglichen Streites darüber. Und er ſtellte ſich auf und ſtand an dem Ufer gegenüber der Haarlocke,

3. welche in dem Meere lag. Da bückte er ſich nieder und erfaßte die Haarlocke. Und es befand ſich ein über die

Maßen süßer Geruch darin Da brachte er sie zum Pharao. Und es wurden herbeigeholt die kundigen Schriftgelehrten Pharao's. Und sie redeten zum Pharao: Das ist die Haarlocke

5. einer Tochter des Sonnengottes und alle Gottheit ist in ihr. Das ganze Land huldigt dir. Wohlan, schicke Boten

6. in alle Lande, um sie aufzusuchen, doch den Boten, welcher nach dem Cedernberg gehen wird, den laß begleiten von vielen Leuten,

7. um sie herbeizuholen. Und siehe, der König sprach: Es ist gar sehr gut das, was ihr gesagt habt! und es wurde ausgesendet. Viele Tage später

8. kamen die Leute, welche nach den Landen gegangen waren, um dem König Botschaft zu melden, aber nicht kamen die,

9. welche nach dem Cedern-Berge gegangen waren, denn Batau hatte sie getödtet, und nur einen von ihnen hatte er übrig gelassen, um Botschaft dem König zu melden.

10. Und der König sendete Leute aus, viele Krieger zu Fuß und zu Roß, um sie von Neuem zu holen.

Seite 12.

1. Und es war auch ein Weib unter ihnen. Dieser gab man alle Arten herrlichen Frauen-Schmuckwerkes in die Hand. Da kam das Weib nach

2. Aegypten mit ihr, und es war großer Jubel ihretwegen im ganzen Lande. Und der König liebte sie gar sehr,

3. und er erhob sie zur Großschönheit. Und man redete ihr zu, damit sie offenbaren sollte die Geschichte

4. ihres Mannes. Da sprach sie zum Könige: Laß den Cedernbaum abschneiden, damit er vernichtet werde! Da

5. sendete man bewaffnete Leute, welche ihre Beile trugen, um den Cedernbaum abzuschneiden. Und sie kamen

6. zur Ceder und sie schnitten die Blume ab, in deren Mitte die Seele des Batau war.

7. Da fiel sie ab und er starb in kurzer Zeit. Nachdem die Erde hell geworden war und ein neuer Tag erstanden, da ward

8. auch der Cedernbaum abgeschnitten. Und es ging Anepu, der ältere Bruder des Batau, in sein Haus und

9. setzte sich nieder, um seine Hand zu waschen. Und nahm einen Krug mit Gerstentrank, den er mit Pech verschloß,

10. und einen anderen mit Wein, den er mit Thon verstopfte. Und er nahm seinen Stock

Seite 13.

1. und seine Schuhe sammt seinen Kleidern und seinen Reisevorrath und er begab sich auf den Weg

2. nach dem Cedern-Berge. Und er kam zur Hütte seines jüngeren Bruders und fand seinen jüngeren Bruder ausgestreckt liegen

3. auf seiner Matte. Er war todt. Und er fing an zu weinen, als er den jüngeren Bruder erblickte ausgestreckt liegen in dem Zustande eines Todten. Da ging er aus

4. um die Seele seines jüngeren Bruders zu suchen unter der Ceder, unter welche sich sein jüngerer Bruder am Abend niederlegte.

5. Und er suchte sie drei Jahre, ohne sie zu finden. Und als das vierte Jahr herbeigekommen war, da sehnte sich seine Seele nach Aegypten zurück

6. und er sprach: Ich werde morgen früh gehen. So war seine Absicht. Nachdem die Erde hell geworden, und ein neuer Tag erstanden, da machte er sich auf

7. den Weg unter die Ceder, und er war den Tag über beschäftigt, die Seele zu suchen. Und als er heimkehrte am Abend und sich noch einmal umschaute, sie zu suchen,

8. da fand er eine Frucht, und als er mit selbiger heimgekehrt war, siehe! da war dies die Seele seines jüngeren Bruders. Da nahm er das

9. Gefäß mit kaltem Wasser, legte sie hinein und setzte sich nieder, wie es seine tägliche Gewohnheit war. Nachdem es nun Nacht geworden war

Seite 14.

1. da saugte die Seele das Wasser ein und Batau regte sich an allen seinen Gliedern und schaute seinen älteren Bruder an.

2. Sein Herz aber war unbeweglich. Und es nahm Anepu, sein älterer Bruder, das Gefäß mit dem kalten Wasser, worin die Seele

3. seines jüngeren Bruders war, ließ es ihn austrinken, und siehe da! die Seele befand sich an ihrer alten Stelle.

Da war er gleich wie er früher gewesen war. Es umarmte einer

4. den andern von ihnen und der eine redete mit dem anderen. Und Batau sagte zu seinem

5. älteren Bruder: Schau! ich werde mich in einen heiligen Stier verwandeln mit allen heiligen Zeichen, nicht wird man sein Geheimniß

6. kennen, und du setze dich auf den Rücken. Und so die Sonne aufgehen wird, werden wir an dem Orte sein, wo mein Weib ist. Antworte,

7. ob du mich dorthin führen willst? denn man wird dir alles Gute erweisen, wie es sich gebührt. Man wird

8. dich beladen mit Silber und Gold, wenn du mich hinführst zum Pharao, denn ich werde zum großen Glücke sein

9. und man wird mir zujauchzen im ganzen Lande. Du aber gehe nach deinem Dorfe. Nachdem die Erde hell geworden

Seite 15.

1. und ein neuer Tag geworden, da hatte Batau die Gestalt angenommen, welche er seinem Bruder beschrieben hatte. Und Anepu,

2. sein älterer Bruder, setzte sich auf seinen Rücken bei Tagesanbruch. Und er näherte sich dem Orte, und man ließ es

3. den König wissen; der aber schaute ihn an und war gar sehr erfreut, feierte ihm

4. ein Feſt, größer als zu ſagen, denn es war das ein großes Glück. Und es war Jubel ſeinetwegen im ganzen Lande. Und man

5. trug herzu Silber und Gold für ſeinen älteren Bruder, welcher in ſeinem Dorfe blieb, und man gab dem Stiere viele Diener

6. und viele Dinge, und Pharao liebte ihn gar ſehr, mehr als irgend einen Menſchen im ganzen Lande.

7. Nach vielen Tagen ſpäter ging der Stier in das Heiligthum hinein und ſtand an

8. demſelben Orte, wo die Schöne war. Da redete er zu ihr, indem er ſprach: Schau her, noch lebe ich in der That! Da

9. ſprach ſie: Wer biſt du denn? Und er redete zu ihr: Ich bin Batau, du lehrteſt damals,

10. als du die Ceder fällen ließeſt, Pharao kennen wo ich wäre, auf daß ich fürder nicht lebete.

Seite 16.

1. Schaue mich an, ich lebe noch in der That, ich bin nur in der Geſtalt eines Stieres. Da war das ſchöne Weib gar ſehr in Furcht ob der Kunde, ſo

2. ihr Mann zu ihr geſprochen hatte. Und als er hinausgegangen war aus dem Heiligthum, und der König, um ſich einen guten Tag zu machen, mit ihr beiſammen ſaß,

3. und ſie ſich in der Gunſt des Königs befand, und er ihr über alle Maßen Gnade erwies, da ſprach ſie zum König: Schwöre mir bei Gott,

4. Alles zu erfüllen, was ich dir sagen werde. Da erfüllte er ihr Alles, was sie sagte, und sie sprach: Laß mich von der Leber dieses Stieres essen,

5. denn nicht du seiner bedarfst. Also sprach sie zu ihm; da war er gar sehr traurig über das, was sie geredet hatte, und die Seele

6. Pharao's war über die Maßen betrübt. Nachdem die Erde hell geworden und ein neuer Tag erstanden, da bereitete man große Feste vor,

7. um dem Stiere Opfer darzubringen. Aber da ging aus Einer von den ersten Dienern des Königs, um den Stier zu schlachten. Und es

8. geschah hernach, als man ihn schlachten wollte, da standen Leute an seiner Seite. Und wie er ihm einen Schlag auf seinen Nacken gab, da

9. sprangen zwei Blutstropfen auf die Stelle hin, wo die beiden Thürpfosten des Königs sind, der eine befand sich an der einen Seite des

10. Thores Pharao's und der andere an der anderen Seite. Sie aber wuchsen empor zu zwei großen Persea-Bäumen.

Seite 17.

1. Und ein jeder von ihnen stand allein. Da ging man zum König, um ihm zu sagen: zwei große Persea

2. sind zum großen Glücke des Königs in der Nacht gewachsen an dem Orte, wo sich das große Thor des Königs befindet und es ist Freude

3. ihretwegen im ganzen Lande. Nach vielen Tagen später, da war der König

4. geschmückt mit dem Halsbande von Lapis-lazuli, und schöne Blumenkränze befanden sich an seinem Nacken. Er war auf einem goldenen Wagen

5. und als er heraus trat aus dem Königs-Hause, da schaute er die Perseabäume an. Und es war die schöne Frau ausgegangen auf einem Wagen hinter dem Pharao.

6. Und der König setzte sich unter eine Persea hin. Die aber sprach zu seinem Weibe: Ha, du Falsche, ich bin

7. Batau, noch lebe ich, ich habe mich verwandelt. Du lehrtest den Pharao, um mich zu tödten,

8. meinen Aufenthalt; ich war der Stier und du ließest mich tödten. Nach vielen Tagen später

9. stand die Schöne in der Gunst des Königs und er erwies ihr Gnade. Da sprach sie zum König: Wohlan,

10. schwöre mir bei Gott, alles das zu thun, was ich sagen werde. Auch da erfüllte er

Seite 18.

1. ihre ganze Rede und sie sprach: Laß die beiden Persea-Bäume abfägen, damit schöne Bretter daraus gemacht werden,

2. und man erfüllte alle ihre Worte. Nach vielen Tagen später, da ließ der König

3. kundige Arbeiter kommen, um die Persea Pharao's abzuschneiden, und die schöne Königin stand dabei und sah es.

4. Und es flog ein Holzſpahn weg und fuhr in den Mund der ſchönen Frau, und

5. ſie erkannte, daß ſie ſchwanger war. [. . . . .] Und man that

6. alles, was ihre Seele begehrte. Und es begab ſich nach vielen Tagen,

7. daß ſie ein Knäblein gebar, und man ging, um dem König zu melden: Dir iſt

8. ein Knäblein geboren. Und er wurde herbeigebracht und man gab ihm eine Amme und Wärterinnen, und es war

9. Freude im ganzen Lande. Man ſetzte ſich nieder, um einen Feſttag zu feiern, man gab ihm

10. ſeinen Namen, und der König liebte ihn gar ſehr von Stund an und er ernannte ihn

Seite 19.

1. zum Königsſohn von Aethiopien. Nachdem der Tage viel geworden waren nach dieſem, machte ihn der König

2. zum Statthalter des ganzen Landes. Nachdem der Tage viel geworden waren nach dieſem, da hatte er erfüllt

3. viele Jahre als Statthalter, da ſtarb der König und es flog Pharao gen Himmel.

4. Und es ſprach jener: Wohlan, laßt mir herbeiholen die Mächtigen und Großen des Königlichen Hofes, ich werde ſie kennen lehren die ganze Geſchichte,

5. welche in Bezug auf mich und die Königin ge-

ſchehen iſt. Und es ward zu ihm geführt ſein Weib und er gab ſich ihr zu erkennen vor ihnen und ſie ſprachen ihren Spruch.

6. Und man brachte zu ihm ſeinen älteren Bruder und er machte ihn zum Statthalter in ſeinem ganzen Lande. Er regierte dreißig Jahre als König von Aegypten.

7. Nachdem er die dreißig noch gelebt, da ſtand ſein Bruder an ſeiner Stelle an dem Tage ſeines Begräbniſſes."

Hiermit endet das 3000jährige Märchen, — gewiß das älteſte, welches die längſt untergegangene Culturwelt der vorchriſtlichen Zeit aufzuweiſen hat, — mit allen ſeinen Einzelheiten über Sitten, Gewohnheiten und Anſchauungen der alten Aegypter und mit ſeinen wunderſamen Anklängen an manches Märchen unſerer Zeit. Ob der Schriftgelehrte Annana der Erfinder deſſelben war, ob er es irgend wo gehört und in einer vollendeten Form niedergeſchrieben hatte, das ſind Fragen, die den Werth deſſelben in keiner Weiſe weder erhöhen noch vermindern. Das Märchen iſt und bleibt ehrwürdig durch ſeinen Urſprung und durch ſein nachweisbar hohes Alter. Die Sprache erinnert, wie ich bereits bemerkt hatte, auf das lebendigſte an den Ausdruck der bibliſchen Bücher, welche den Namen des Moſes führen, und wir dürfen vorausſetzen, daß dies die Sprache der Lehrer war, welche den Moſes in aller Weisheit der Aegypter erzogen. Neben derſelben gemahnt die eigenthümliche Scene zwiſchen der Frau des Anepu und ihrem

tugendhaften Schwager Batau an das ganz ähnliche Schicksal des tugendhaften Joseph mit der Frau des Potiphar.

Die alten Aegypter mußten einen reichen Schatz uralter Märchen besitzen, das lehren uns vor Allem die Nachrichten der griechischen und römischen Reisenden, wie Herodot, Diodor u. a., welche manche märchenhafte Erzählung nach den Angaben der Priester enthalten, denen man einen historischen Hintergrund abzugewinnen sich vergeblich bemüht hat. Das Märchen und was damit im Zusammenhang steht, die Fabel ist eine Symbolik der Kindheit, des einzelnen Menschen, wie der Menschheit im Großen und Ganzen — und diese Symbolik tritt in Aegypten selbst in die Götterwelt ein, wo das Märchen in Gestalt des kindlichsten Mythos auftritt. Auf den Thierkultus ausgedehnt, dessen Bedeutung für Aegypten nicht erst zu erweisen ist, bildet diese Symbolik den natürlichsten Uebergang zur Thierfabel, die von Aegypten aus weiter getragen, in der griechischen Thierfabel des Aesop, für dessen ägyptische Herkunft neuerdings Gelehrte eingetreten sind, ihren Gipfelpunkt erreichte.

Zum Schlusse dieser Betrachtungen soll nicht verschwiegen sein, daß die Uebersetzung des altägyptischen Märchens kein philologisches Kunststück oder gar ein Meisterwerk meiner Muße ist. Mein bescheidenes Verdienst beschränkt sich einzig und allein auf eine Anwendung der Regeln der hieroglyphischen Grammatik, wie sie heut zu Tage Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, auf einen gegebenen

Text. Daß dieſer Text in ſeiner Papyrushülle einen märchenhaften Kern birgt, dafür müſſen wir dem Schickſal und dem ägyptiſchen Schriftgelehrten Annana am Hofe Ramſes II. Dank wiſſen.

Moſes und die Denkmäler.

Wenn auf irgend einem Gebiete des menſchlichen Wiſſens die zur Rede wiedererweckten Zeugniſſe der altägyptiſchen Denkmäler unſere Theilnahme zu beanſpruchen berechtigt ſind: ſo muß dies vor allem und im höchſten Maße da geſchehen, wo dieſe Urkunden in hiſtoriſcher Gleichzeitigkeit ſich mit den in der Heiligen Schrift enthaltenen Ueberlieferungen berühren und den beſonnenen Forſcher zu einer Vergleichung zwiſchen den Nachrichten der erhaltenen Denkmäler und den überlieferten Worten der heiligſten Urkunde des Chriſtenthums auffordern. Bei der gleichſam erſt anbrechenden Morgenröthe der altägyptiſchen Denkmälerkunde erhellt der Morgenſtrahl der Aufklärung das Dunkel der älteſten und ehrwürdigſten Ereigniſſe zwar oftmals nur wie Nebelflimmer, aber der Wiederſchein des tagenden Lichtes reicht bereits tief genug, um die äußeren Umriſſe der ungegliederten Maſſen im Hintergrunde der älteſten

Geschichte deutlich sichtbar hervortreten und zu bestimmten Formen gestalten zu lassen. Es liegt an den Forschern, mit ruhigem, besonnenem Auge den Linien zu folgen und was nebelhaft zu verschwimmen scheint, in glücklicher Combination der einzelnen Theile zu einem Gesammtbilde zu vereinigen.

Ich habe aus dem reichen Schatze der heiligen Geschichten, insoweit sie mit Aegypten in näherer oder entfernterer Beziehung zusammenhängen, denjenigen Abschnitt zum Gegenstande dieses Vortrages gewählt, welcher durch den leuchtenden Namen des großen Gesetzgebers des jüdischen Volkes: Moses, in der würdigsten und hinlänglichsten Weise seine historische Bezeichnung und Begründung findet. Ich darf eine volle Bekanntschaft mit der Geschichte Moses und des Auszuges des jüdischen Volkes aus Aegypten annehmen und deshalb die Ausführung meiner Besprechung in der Weise vereinfachen, daß ich die vorhandenen Nachrichten, welche bis jetzt mit Sicherheit auf den altägyptischen Denkmälern urkundlich nachgewiesen worden sind, den einzelnen Angaben der Heiligen Schrift vergleichend gegenüberstelle.

Ohne auf chronologische Bestimmungen näher eingehen zu wollen, deren Genauigkeit je nach den Meinungen einzelner Gelehrter von Fach zwischen Differenzen von 50 bis 60 Jahren hin und her schwankt, steht dennoch so viel als Ergebniß der neuesten monumentalen Forschung fest, daß die Zeit zwischen dem Einzuge und dem Auszuge der Kinder Israel in und aus Aegypten, von einer der Glanzepochen der Geschichte des ägyptischen Pharaonenreiches erfüllt wird:

näher bezeichnet als die Epoche der 18. Dynastie thebanischer Könige. Lange Reihen ägyptischer Herrscher, nach Königshäusern und Dynastien geordnet, von den ältesten in Memphis residirenden, durch die Erbauung der riesigen Pyramiden-Gräber hochberühmten Königen an bis zu den im Mittelpunkte des südlichen Aegyptens, in Theben, herrschenden Königsgeschlechtern, hatten an zwanzig Jahrhunderte in dem ägyptischen Doppelreiche in Ruhm und Glanz regiert, als plötzlich, wie es in den Ueberlieferungen heißt, von den Assyrern gedrängt, zahllose, Viehzucht treibende Wanderstämme semitischen Ursprunges von Osten her über die heutige Landenge von Suez in Aegypten einbrachen und sehr bald, von kriegerischen Führern organisirt, die blühenden Theile des östlichen Deltalandes besetzten.

Sie überwanden die ägyptischen Heere, brachen die Pharaonenherrschaften in den östlich gelegenen Städten des Unterlandes und erwählten sich eigene Könige, welche in der Stadt Tanis, oder wie sie ägyptisch hieß Hauar (Avaris), ihre Residenz und ihre Heerlager aufschlugen. Mit dem ersten Erfolge wuchs der Muth der fremden Eindringlinge, welche zuletzt nicht nur das ganze unterägyptische Deltaland bis Memphis eroberten, sondern auch den im südlichen Aegypten herrschenden Königen Zins und Gehorsam auferlegten. Die Aegypter mußten sich über fünfhundert Jahre lang den Druck der Fremden gefallen lassen, welche die Inschriften bald mit dem Worte Amu, d. h. Ochsenhirten bald mit dem Epitheton der Aadu, d. h. der Verhaßten, der Frevler bezeichneten.

Unter den Königen der fremden Ochsenhirten war es besonders Einer, Namens Apophis, welcher sich hoffärtig dem ägyptischen König in Theben gegenüber benahm. Jener residirte, wie seine Vorgänger, in Tanis, woselbst er mit Ausschluß aller sonstigen Gottheiten dem Sutech, der ägyptischen Auffassung des semitischen Baal, einen prachtvollen Tempel errichtete und einen besonderen Cult stiftete.

Die nomadischen Fremden mußten bald in dem Heimathslande ältester menschlicher Cultur, im Zusammenleben mit den Resten der von jeher dort ansässigen ägyptischen Bevölkerung, die Wohlthat der ägyptischen Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen empfinden und es entstand in Folge dessen ein eigener Culturzustand, bei welchem das ägyptische Element den entscheidenden Sieg davontrug. Die Könige der Fremden in Tanis nahmen die Form der ägyptischen Hofhaltung an, bauten im Styl der Aegypter, ja sie bedienten sich sogar, wie es monumental nachweisbar, der ägyptischen Schriftzeichen zur inschriftlichen Ausschmückung ihrer Denkmäler.

Die Herrschaft der Semiten in Unterägypten erreichte politisch ihr Ende, als tapfere Pharaonen an der Spitze der achtzehnten thebanischen Dynastie sich ermannten und in mehreren kriegerischen Zügen, von denen die Denkmäler ausdrücklich Erwähnung thun, das Joch der Fremden mit einem Male abschüttelten. Tanis, der Hauptheerd der semitischen Fremdherrschaft, wurde zu Wasser und zu Lande angegriffen, von den Aegyptern erobert und sehr bald wurden die Unterdrückten zu Unterdrückern der fremdländischen Bevölkerung des

östlichen Deltalandes, deren Spuren sich bis auf den heutigen Tag deutlich erkennbar in denselben Theilen des unterägyptischen Küstenlandes erhalten haben.

Es beginnt von da an eine Glanzperiode der ägyptischen Geschichte, welche das neunzehnte, achtzehnte und das siebenzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erfüllt. Die ägyptischen Heere drangen in Palästina ein, zogen auf der großen Königstraße über Gaza und Megiddo bis zu den Ufern des Euphrat und Tigris, legten Babel und Ninive jährlichen Tribut auf und die Pharaonen errichteten ihre letzten Siegessäulen an der Grenze der Landschaft Armenien, da, wo der Himmel, wie die hieroglyphischen Texte vermelden, auf seinen vier Stützen ruht. Die zahllosen ägyptischen Inschriften, welche Tempel- und Gräberwände an den Ufern des Niles bedecken, können nicht genug von den Siegen über Asien erzählen, welche gleichsam als Strafgericht für das ehemalige semitische Fremdjoch angesehen wurden. Tausende von Gefangenen führten die Aegypter aus Vorderasien nach Memphis und Theben weg, um hier in diesen Hauptstädten des ägyptischen Reiches in schwerer Frohne jene riesigen Tempelbauten aufzurichten, welche noch heute, wie unzerstörbar, die Bewunderung und das gerechte Staunen der Reisenden auf sich ziehen. Abbildungen zeigen uns jene Gefangenen unter Anderem am Bau thebanischer Tempel beschäftigt: sie holen Wasser herbei um den Lehm zu befeuchten, kneten denselben, bilden daraus in Holzformen die Ziegel, breiten sie zum Trocknen an der

Sonne aus, tragen sie in Bürden an den Bauplatz und führen endlich die Wände und Mauern des Tempels daraus auf; — Alles unter der Aufsicht ägyptischer Beamten, welche mit Stöcken bewaffnet, in faullenzender Stellung, die gefangenen Arbeiter bewachen. Jede einzelne Handlung wird durch besondere Inschriften erläutert, die Arbeiter selber bezeichnet als „die Gefangenen, welche der König zu den Tempelbauten herangezogen hat".

Aegyptens Macht wuchs zusehend, das Nilland bis südwärts hinauf gen Meroe füllte sich mit Prachtbauten, — da folgt auf das zuletzt herrschende Königshaus eine neue Dynastie, die neunzehnte, an deren Spitze als Gründer König Ramses I. steht, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Unter der sechs und sechszigjährigen Regierung seines Enkels, des gleichnamigen zweiten Ramses, dessen Regierungsantritt gegen 1400 fällt, erscheint der erste monumentale Hinweis auf die Berichte der Heiligen Schrift.

Ramses II., welcher sich ebenso sehr durch Eroberungszüge im Auslande, vor allen gegen das damals mächtige und benachbarte Culturvolk der Hethiter in Canaan, mit welchem bereits Abraham in den freundschaftlichsten Verbindungen stand, so wie durch seine Maßregeln zum Schutze Aegyptens gegen Einfälle von Norden her auszeichnete; gründete, nach den urkundlichen Nachrichten der Denkmäler, im östlichen Deltalande eine Kette von Bollwerken, von Pelusium an bis nach Heliopolis hin. Zu den befestigten

Plätzen gehörten vor allen zwei Burgen, von denen die eine als die Stadt des Ramſes, nach dem Namen des Königs, die andere als Pachtum bezeichnet wird, beide in dem heutigen Wadi Tumilat gelegen, in der Nähe des Süßwaſſerkanals, welcher den Nil mit dem rothen Meere in Verbindung ſetzte. Dem Bibelkundigen werden bei den ägyptiſchen Namen dieſer Städte Ramſes und Pachtum auf der Stelle die Worte der heiligen Urkunde in das Gedächtniß zurückgerufen werden (2. B. Moſ. 1, 11) „Und ſie bauten dem Pharao die Städte Pithom und Raemſes als Vorrathsſtädte.“ Die hebräiſche Urkunde nannte den Erbauer der in ihrer ägyptiſchen Schreibung genau übertragenen Städte Pithom und Raemſes, den König Ramſes II., einfach Pharao, ohne Zuſatz eines Namens. Die häufige Anwendung dieſes Wortes in der Heiligen Schrift auf verſchiedene Könige der ägyptiſchen Geſchichte macht von vorn herein die Annahme wahrſcheinlich, daß wir es hier mit einem bloßen Titel zu thun haben und das beſtätigen in der That die Denkmäler in der ſchlagendſten Weiſe. Eine ganz gewöhnliche Bezeichnung des Königs auf den ägyptiſchen Monumenten iſt nämlich im oberägyptiſchen Dialekt Per-āa, im unterägyptiſchen Pher-āo, wörtlich ſo viel als das „große Haus“ oder das „hohe Haus“ bedeutend, ganz analog dem bekannten Titel morgenländiſcher Fürſten „die hohe Pforte, das hohe Haus“ u. ſ. w.

„Das hohe Haus“ oder der Pharao des Druckes, unter welchem Moſes geboren und erzogen ward, iſt dem-

nach unzweifelhaft der 66 Jahre regierende zweite Ramſes, welcher nach den Ergebniſſen der neueſten chronologiſchen Unterſuchungen, wie bemerkt, in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung über Aegypten herrſchte und zur Vermehrung der Bedrückung der Kinder Iſrael jene beiden Städte angeblich zu Vorrathsſtädten aufbauen ließ. Altägyptiſche Papyrusrollen, welche gegenwärtig im Britiſchen Muſeum aufbewahrt werden und aus der Zeit des erwähnten Pharao ſtammen, geben eine ausführliche Beſchreibung ihrer Vorzüge, die ſich beſonders auf die Ramſesſtadt erſtreckt.

In einer dieſer Rollen (Anaſtaſi 3, S. 1 fl.) giebt unter Anderem der ägyptiſche Schreiber Pinebſa ſeinem Vorgeſetzten Amenemaput ſchriftliche Nachrichten darüber, wie er die Stadt Ramſes gefunden habe. Er bemerkte darin, ſie ſei „unvergleichlich", das Leben darin ſei „ſüß", die Gefilde ſeien mit Menſchen angefüllt, die Teiche und Kanäle mit Fiſchen, mit Geflügel die Felder, die duftigſten Blumen ſproßten auf den Wieſen, die Früchte ſchmeckten wie Honig, die Scheuern ſtrotzten von Getreide, u. ſ. w. Dann werden die Vorbereitungen zum Empfang des Königs Ramſes II. bei ſeinem Einzuge in die Stadt genau beſchrieben [im zehnten Jahre ſeiner Regierung] und hinzugefügt, wie ſich Mann an Mann gedrängt habe, um den König zu begrüßen, zugleich aber auch um dem „Siegesgroßen" ihre Bitten und Beſchwerden vorzutragen. Dieſelbe blättrige und vergilbte Papyrusrolle, welche eine ſo merkwürdige Erinnerung an

die herrliche und gesegnete Ramsesstadt der Nachwelt überliefert hat, enthält zur Vermehrung ihrer Bedeutung auf der Rückseite Baurechnungen, die sich auf, der Lage nach nicht näher bezeichnete, Bauten in der Stadt beziehen. So liest man daselbst folgende Worte von der Hand irgend eines Schreibers, welche die briefliche Antwort desselben an seinen nicht weiter genannten Vorgesetzten als Erwiderung eines gegebenen Auftrages enthalten.

„Summa der Bauten: zwölf, [ausgeführt] von den Leuten, welche, um Ziegel zu streichen, aus ihren Wohnplätzen herangezogen wurden zu den Arbeiten an der Stadt. Sie machten ihre Zahl an Ziegeln täglich, ohne sich auszuruhen von ihren Ziegelarbeiten, bis dieselben vollendet waren. In solcher Weise ist dem Auftrage Folge geleistet, welchen mein Herr gegeben hat."

Diese einfache Baunotiz schließt den werthvollsten Beitrag zur Erklärung des biblischen Berichtes über den Bau von Pithom und Raemses in sich und verdient die höchste Beachtung als gleichzeitiges Zeugniß, welches die Vorsehung Jahrtausende hindurch in stiller Grabesnacht so wunderbar erhalten hat.

Jene Leute, wie der ägyptische Schreiber sie ganz allgemein benennt, waren nicht etwa Aegypter — dagegen spricht das gewichtige Zeugniß der monumentalen Darstellungen und Inschriften — sondern Kriegsgefangene und wie vorausgesetzt werden darf, die Nachkommenschaft jener semitischen Bevölkerung im östlichen Deltalande, welche einst mehr als

vierhundert Jahre vor dem Städteerbauer Ramſes, die Aegypter beherrſcht und gedrückt hatten. Daß ſich die Juden unter ihrer Zahl befanden, das lehrt nicht nur der bibliſche Bericht, ſondern wird auch durch altägyptiſche Urkunden auf das Schlagendſte erhärtet.

Von vorn herein dürfen wir erwarten, die Kinder Iſrael auf den Denkmälern mit dem Namen bezeichnet zu ſehen, mit welchem nach den Angaben des Alten Teſtamentes das Ausland das auserwählte Volk Gottes zu bezeichnen pflegte, nämlich mit dem Namen der Ebräer. Und in der That hat die neueſte Forſchung dieſe Bezeichnung auf den Denkmälern der Vorzeit in der ägyptiſchen Färbung Apuru wieder erkannt, und einen Triumph gefeiert, deſſen Bedeutung in der gewonnenen Thatſache hinlänglich begründet erſcheint. Es handelt ſich nämlich wiederum um Inſchriften auf Stein und Papyrus, in welchem der Name der Ebräer mit Frohnarbeiten zum Bau der Ramſesſtadt in Verbindung geſetzt iſt. Unter der Aufſicht ägyptiſcher, als Polizei fungirender Miethstruppen libyſcher Herkunft, der ſogenannten Mazai, wird eine Schaar von Ebräern zum Brechen von Werkſteinen in den Steinbrüchen als verwendet genannt. In zwei altägyptiſchen Papyrusrollen, welche gegenwärtig das Muſeum zu Leiden in Holland birgt, haben ſich briefliche Mittheilungen ägyptiſcher Schreiber am Hofe des zweiten Ramſes an ihre Vorgeſetzten erhalten, deren wörtliche Ueberſetzung ich hier bei dem Intereſſe der Sache folgen laſſe.

In dem ersten Schreiben meldet der Schreiber Kauitsir seinem Vorgesetzten, dem Schreiber Bakenptah, Folgendes:

„Möge mein Herr Befriedigung darin finden, daß ich dem Auftrage, den mir mein Herr gegeben hat, Folge geleistet habe, des Inhaltes nämlich: Uebergieb die Nahrung den Soldaten, ebenso wie den Ebräern, welche die Steine nach der großen Stadt des Königs Ramses-Miamun, des Wahrheitsliebenden, ziehen, [und welche] dem Hauptmann der Polizei-Soldaten Ameneman untergeordnet sind. Ich verabreichte ihnen die Nahrung allmonatlich, gemäß der vortrefflichen Weisung, welche mir mein Herr gegeben hat."

Wie aus diesem Schreiben ersichtlich, war der Briefsteller betraut worden mit der Verpflegung der Ebräer in den Steinbrüchen, und zwar der Abtheilung, welche unter dem Gendarmerie-Hauptmann Ameneman stand. Sein Schreiben scheint eine offizielle Meldung oder eine besondere Rechtfertigung auf eine Beschwerde hin zu enthalten. Ein zweiter Papyrus desselben Museums ist beinahe ganz gleichen Inhaltes und die briefliche Mittheilung von einem Schreiber Keniamen an seinen Herrn, den Katena oder Obrist Hui gerichtet. Der wesentlichste Theil des Briefes lautet in einer wörtlichen Uebersetzung:

„Ich habe Folge geleistet dem Auftrage, welchen mir mein Herr gegeben hat, des Inhaltes: Gieb die Nahrung den Soldaten ebenso wie den Ebräern, welche den Stein ziehen u. s. w."

Um ein steinernes Denkmal anzuführen, auf welchem

des Namens der Ebräer Erwähnung geschehen ist, so darf ich nur erinnern an den langen Text der Felseninschrift im Felsenthale von Hamamât, welches die Richtung der alten südägyptischen Handelsstraße von der Stadt Koptos am Nil nach dem Hafenplatze Berenice am rothen Meere bezeichnet. In dieser Inschrift wird von Steinarbeiten gesprochen, bei welcher Gelegenheit eine Uebersicht der dazu verwendeten Kräfte an Menschen (im Ganzen 9000 Köpfe) angeschlossen worden ist. In dieser Zahl wird eine Truppe von 800 Ebräern aufgeführt, welche wiederum unter der Eskorte der fremden Mazai-Gendarmerie verzeichnet stehen.

Ist es vergönnt aus den bisherigen monumentalen Angaben, ein historisches Ergebniß zu ziehen, so dürfte sich dasselbe folgendermaßen zusammenfassen lassen:

1) Als den Erbauer der Städte Pithom und Ramses nennen die ägyptischen Urkunden den König Ramses, den zweiten Pharao dieses Namens.

2) Unter demselben König gedenken dieselben Urkunden der Ebräer in einer Weise, welche ihre Stellung bei dem Bau von Ramses als Frohnarbeiter unter Polizeiaufsicht in der unzweideutigsten Weise bekundet.

Bekannt mit diesen Thatsachen wenden wir uns der Heiligen Schrift zu, in welcher der Erbauer von Pithom und Ramses, zugleich als tyrannischer Unterdrücker der Kinder Israel und als ein neuer König in Aegypten erscheint, der nichts von Joseph wußte. Dieser Hinweis ist bedeutsam, denn er zeigt mit voller Sicherheit auf das Verhältniß der

Ahnen der Kinder Israel zu dem ägyptischen Königshause hin.

Joseph war niemals an den Hof eines ägyptischen Pharao gekommen, sondern hatte im Deltalande seine Stelle gefunden bei jenen semitischen Machthabern, welche mit ägyptischen Lehn Cultur in dem Unterlande zu Avaris-Tanis residirten und von hier aus ihre Macht bis nach Memphis und Heliopolis ausgedehnt hatten. Nach dem Befreiungskampf, von den ersten Königen der achtzehnten Dynastie gegen die semitischen Thronräuber geführt, hatten die Pharaonen ägyptischen Ursprunges sicher keine Sympathie für die im Lande gebliebene Freundschaft jener Usurpatoren, sondern übten über 300 Jahre lang einen Druck aus, der unter Ramses II., noch mehr aber unter dessen Nachfolger sein höchstes Maß erreichte.

Die Geburt des jüdischen Gesetzgebers Moses fällt unter dem zweiten Ramses. Unter seinem Nachfolger, welchen die Denkmäler Menephthes nennen, fand der Auszug statt und damals war Moses achtzig Jahre alt.

Wenn der Pharao Menephthes zwanzig Jahre regiert hat, welche ihn die Königslisten, nach der sechsundsechszigjährigen Regierungszeit seines Vorgängers, über Aegypten herrschen lassen, so fällt nach dem höchst einfachen Rechenexempel die Geburt Moses in das sechste Jahr der Regierung Ramses II. Die biblischen Angaben treffen um so sichtbarer mit den ägyptischen Zahlen zusammen, als der Bau der Städte Pithom und Ramses in der That in die

allererſten Jahre der Regierung Ramſes II. fällt, der bereits im zehnten Jahre derſelben, wie ich angeführt habe, ſeinen Einzug in Ramſes hält. So erhärtet auch das Zahlenverhältniß der Regierungen der Pharaonen des Druckes und des Auszuges, gegenüber der moſaiſchen Tradition, den bereits gelieferten monumentalen Beweis, daß Ramſes II. der Adoptivvater Moſes war.

Die Bauten Ramſes II. in Pithom und Ramſes, die rieſigen Anlagen in Avaris-Tanis, in Bubaſtus und in vielen anderen Orten an der öſtlichen Seite des Deltalandes, in deren Ruinenſtätten noch heute die Namen des großen Königs gefunden werden, dieſe Bauten hatten triftige Beweggründe politiſcher Natur.

Wie die äußerſte nach Oſten gerichtete Linie eine Kette von Feſtungen bildete, gleichſam ein ägyptiſches Dammewerk gegen die Einfälle von Kanaan her, beſonders gegen die damals mächtigen Hethiter, ſo mußten die ſtarken Anlagen mehr im Innern des Landes Bollwerke abgeben gegen die unruhige, politiſch erregte, vom Semitismus durchdrungene Maſſe der eigenen Unterthanen. Es iſt ein ſehr merkwürdiger Vertrag dieſer Zeit erhalten, welchen im einundzwanzigſten Jahre ſeiner Herrſchaft Ramſes II. mit dem Könige der Hethiter Chetaſar abſchloß und welcher nach beiden Seiten hin ein ſehr belehrendes Licht auf die damaligen Zuſtände wirft. Dieſer Vertrag, einer ſteinernen Wand in Theben eingeprägt, ſetzt ein Schutz- und Trutzbündniß beider Könige und Völker, der Aegypter und der Hethiter, feſt und

enthält unter anderen folgende wichtige Stelle: „Wenn die Unterthanen des Königs Ramſes zum König der Hethiter kommen, ſo ſoll der König der Hethiter ſie nicht aufnehmen, ſondern dieſelben zwingen zum Ramſes, dem Könige Aegyptens, zurückzukehren.“

Wenn Ramſes II., der Pharao des Druckes, eine ſo gewaltige Macht beſeſſen hätte, als es die unzähligen Inſchriften ſeiner Denkmäler pomphaft verkünden, wenn er im eigenen Lande jeder politiſchen Bewegung Herr und Meiſter geweſen wäre: ſo würden ſicher jene Worte des Vertrages überflüſſig geweſen ſein, welche auf die Ueberläufer ein ſo großes Gewicht legen, und offen bekennen, daß es in Aegypten unter Ramſes II. zum Ausreißen geweſen ſein muß. Aber dieſelben Worte und ihr verſteckter Inhalt erleuchten mit hellem Lichte das bibliſche Bekenntniß Pharaos: „Wohlan, wir wollen ſie mit Licht dämpfen, daß ihrer nicht ſo viel werden. Denn wo ſich ein Krieg erhöbe, möchten ſie ſich auch zu unſeren Feinden ſchlagen und wider uns ſtreiten, und zum Lande ausziehen.“

Wie nicht nur durch Zwangsmaßregeln der angedeuteten Art, ſondern auch durch politiſche Kunſtgriffe, Ramſes II. noch mehr aber ſein Sohn Menephthes, der Pharao des Auszuges, es ſich angelegen ſein ließen, die gährende Maſſe der bedrückten ſemitiſchen Bevölkerung Unterägyptens durch alle Mittel zu dämpfen, davon liefert den triftigſten Beweis die plötzliche Baalsverehrung beider Könige, nur erklärlich von dem religiöſen Standpunkte des Alterthums aus, wonach,

mit einem ſchönen Zuge von Humanität, die Götter in den verſchiedenen Ländern nur dem Namen nach als unterſchieden, thatſächlich aber als dieſelben angeſehen wurden. Die Denkmäler lehren uns, wie Ramſes dem Gotte der Fremden, dem Baal-Sutech opferte und in der alten ſemitiſchen Hauptſtadt Tanis (Zoan der Heiligen Schrift) Tempelwerke errichtete, deren koloſſale Spuren aufzufinden der Neuzeit aufbehalten war. Hier in Tanis war von den Beſchützern Joſephs her der Baal-Kult, beſonders nach der vom König Apophis geſtifteten Form, geblieben und Ramſes huldigte ihm, gleichſam um die erzürnte Maſſe der unterägyptiſch-ſemitiſchen Bevölkerung zu verſöhnen und den Gott der Fremden für die Geſchicke Aegyptens günſtig zu ſtimmen. Das koloſſale Sitzbild Ramſes II. in dem Säulenhofe des Königlichen Muſeums zu Berlin, linker Hand, iſt König Ramſes II. eigenes Bild, von ihm dem Baaltempel zu Tanis geweiht und vor deſſen Eingängen aufgeſtellt. Dieſer gewaltige Koloß iſt ein Zeitgenoſſe Moſes, der ſicher einſt ſeinen Blick auf dieſes Denkmal gerichtet hat, denn die Schrift gedenkt ausdrücklich der Stadt Zoan-Tanis als des Ortes, an welchem Moſes ſeine Wunder vor Pharao auf Geheiß des Allerhöchſten verrichtete.

„Vor ihren Vätern that er Wunder in Aegyptenland, im Felde Zoan" heißt es Pſalm 78, 12 und ebendaſelbſt Vers 43 „Wie er denn ſeine Zeichen in Aegyptenland gethan hatte und ſeine Wunder im Lande Zoan."

Mehr noch als der Vater ließ es ſich der Sohn des

Pharao des Auszuges, Menephthes, angelegen sein, dem Baal von Tanis seine Huldigungen in der sprechendsten Weise auszudrücken. Zu bedrängt und zu schwach, um der gährenden Masse Widerstand zu leisten, zu ohnmächtig um mit Hülfe der Fremden in der Weise der Vorfahren eigene Denkmäler zu errichten, begnügte sich Menephthes damit, seine Königsschilder mit dem Zusatz: „der Verehrer des Sutech-Baal von Tanis“ auf die Steine seiner Vorgänger im schlechtesten Hieroglyphenstyl einzusetzen, um in dieser Weise die Erinnerung seines Namens zu erhalten. Die beiden größten Kolosse unseres Museums zeigen am Rande des Piedestals die Zeichen des vielbedrängten Königs, ja um das Maaß der Schwäche voll zu machen, hat der König, wie zur Besänftigung des semitischen Aufruhrs, auf die Rückwand des einen Kolosses den Gott Baal abbilden und die Gestalt seines Sohnes als Baalspriester hinzufügen lassen. Gott aber ließ es anders geschehen und erwählte sich Moses zu seinem Werkzeuge, um die wohlangelegten Pläne und Absichten der ägyptischen Bedrücker zu vereiteln.

Ueber den ägyptischen Ursprung des Namens Moses herrscht gegenwärtig wohl nur eine Meinung. Wir kennen von den Denkmälern her mehrere Personen, welche den Namen Mas oder Massu führten, ein Wort, so viel als „das Kind“ bedeutend, unter diesen sogar einen Zeitgenossen des großen Gesetzgebers, welcher den vornehmen Rang eines Statthalters von Aethiopien unter dem Pharao des Auszuges bekleidete. Sicher liegt eine alte aber durchsichtige

Verwirrung und Verwechselung mit diesem Statthalter Moses vor, wenn Josephus, der jüdische Historiograph, erzählt, der Gesetzgeber Moses habe als Jüngling ein ägyptisches Heer gegen Aethiopien geführt, sei bis Meroe vorgedrungen und habe die äthiopische Prinzessin Tharbis geheirathet, nachdem sie aus Liebe zu ihm die Thore von Meroe geöffnet hatte. Von einer ägyptischen Prinzessin gefunden, am Hofe Ramses II. in aller Weisheit der Aegypter auferzogen, darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Name des Findlings ein ägyptischer war. Aber mehr noch als der bloße Name bezeugt die ganze Gesetzgebung, die Lehre von den Opfern, von der Reinigung u. s. w., den Zusammenhang mit altägyptischen Anschauungen und es fällt bereits heut zu Tage nicht schwer, die überzeugendsten Beweise von den Denkmälern für diese Behauptung zu liefern. Ich muß mich begnügen, hier nur angedeutet zu haben, was in der Behandlung des Einzelnen so lebendig vor Augen tritt. Doch möge es mir gestattet sein, eine Thatsache nicht mit Stillschweigen zu übergehen, welche zu diesen Beweisen eben nicht den schwächsten Beitrag liefert. Die religiösen Denkmäler der alten Aegypter, mögen dieselben in steinernen Urkunden bestehen oder in gebrechlichen Papyrusblättern, geben das große und gewichtige Zeugniß, daß den Trägern der priesterlichen Weisheit die erhabene Lehre von der Einheit Gottes wohl bekannt war, und daß die mannigfachen Gestaltungen einer reich gegliederten Götterwelt nur Verhüllungen und Entstellungen jener ursprünglich reinen und später in den

Mysterien enthaltenen Lehre darstellen. Diese Lehre vom einigen Gotte wurde nur den Eingeweihten enthüllt und in schriftlicher, wiewohl dunkler Auffassung den Todten in Gestalt eines Buches in Rollenform als letztes Geleit mit in das Grab gelegt. Der Name des einen Gottes wird in diesen Rollen nicht genannt, sondern nur umschrieben mit den tiefen Worten nuk pu nuk „Ich bin der Ich bin". Wer erinnert sich hierbei nicht sofort an die gleichen Worte im 2. Mos. 3, 14, mit welchen Gott sich Moses und den Kindern Israel nennt, Worte, welche in ihrer hebräischen Form Jahveh, und nach mißverstandener Aussprache: Jehovah, dasselbe bedeuten als jene ägyptische Bezeichnung nuk pu nuk „Ich bin der Ich bin"?

Ich könnte vieles zur weiteren Ausführung meines Thema's hinzufügen, um den Zusammenhang zwischen den Mosaischen Urkunden und den noch erhaltenen Ueberlieferungen der Denkmäler durch weitere Beweise zu belegen. Ich könnte mich selbst bis zu dem Wunder des Wasser gebenden Felsens im Horeb versteigen und den Nachweis führen, wie bereits die Denkmäler des alten Aegyptens einzelnen ihrer Könige, darunter auch dem Pharao des Druckes, Ramses II., die Wunderkraft zuschreiben, auf ihren Befehl dem Felsen Wasser zu entlocken, — ich könnte weiter gehend, die monumentalen liefern Beweise, daß sich ein gut Theil von Namen in der Verwandtschaft des Moses und unter den Leviten, in ägyptischer Schreibung auf gleichzeitigen altägyptischen Denkmälern vorfinden, wenn ich nicht fürchten

müßte, das Bereich hiſtoriſcher Vermuthungen zu berühren. So muß ich mich damit begnügen, alten Denkmäler-Staub aufgerüttelt und vergilbte Papyrusblätter vor Ihren Augen entrollt zu haben, um, geſtützt auf ſichere Entdeckungen, die hiſtoriſchen Beweiſe zu gewähren, daß Moſes und die Ebräer nicht ohne reiche Erinnerung auf den Reſten des altägyptiſchen Alterthums geblieben ſind, und daß ihr Andenken Spuren hinterlaſſen hat, die wie durch göttliche Fügung dem Zahn der Zeit Jahrtauſende hindurch Trotz geboten haben, um in unſeren Tagen Zeugniß abzulegen von der Wahrhaftigkeit und Echtheit der heiligſten Urkunden des Chriſtenthums.

Was ſich die Steine erzählen.

So lautet das Thema, welches mir geſtattet wird, als Gegenſtand eines Vortrages an dieſer Stelle zu behandeln. Nachdem geiſtreiche Redner aus dem vollen Born eigener Erfahrungen und geſammelter Kenntniſſe in vielſeitiger Behandlung ihres Stoffes hier geſprochen haben, da ſollte mir der Muth billig ſinken, mit Steinen auf die Bühne zu treten. Und wenn ich dennoch ſo kühn bin, die Selbſtwahl meiner Aufgabe nicht zu bereuen, ſo will ich eigener Schwäche nachgebend nicht verſchweigen, daß mich ſeltſame Liebe zu den erzählenden — und wie beredt erzählenden! — Steinen verführt hat, als ein Lobredner der unorganiſchen ſeelenloſen Welt aufzutreten, die ſelbſt im Volksmunde als hart und unerweichbar, als drückend, ſchwer und hindernd nur für betrübende Zuſtände zum Bild und

Gleichniß dient. Ein steinhartes Herz im Busen tragen, einen schweren Stein auf dem Herzen haben, der Stein des Anstoßes, vor Schreck versteinert dastehen, zum Steinerbarmen sein — das und noch Anderes sind bildliche Redensarten, deren Inhalt nichts weniger als erfreulich für den Betreffenden ist. Selbst in dem Volksglauben und im lieben Kindermärchen ist des Steines Geltung vom Teufelsstein auf Blocksberg windiger Höhe bis zum grauenerregenden, beim Mondschein grinsenden Galgen- oder Rabenstein hin dämonischer Natur. Ganze Schlösser und Burgen, Wälder und Gärten, Seen und Bäche und alles Lebende darauf und darin werden durch bösen Zaubers Macht urplötzlich in hartes klingendes Gestein verwandelt und harren lange der Erlösung, bis irgend welcher gütigen Fee Dazwischenkunft durchs rechte Wort den Steinbann löst und altes Leben aus dem starren Stein in jungen Tages Licht neu eintritt. Verwandelung in Stein ist Fluch und Strafe, just wie Lot's zum Salzbild ward, als wider göttliche Mahnung sie der Neugierde zum Opfer fiel und Sodom und Gomorrha in der Feuerlohe einen Scheideblick zuwarf.

Die Altvorderen, welche viel poetischere Anschauungen von der leblosen Welt hatten als wir moderne, mit wissenschaftlicher Kritik alles Geschaffene in seine Urbestandtheile zerlegende und zersetzende Epigonen, standen auch der todten Steinwelt viel näher als wir und verehrten sogar einzelne Steine mit beinahe göttlichem Culte. Wurden nicht die eiförmig oder halbrund gestalteten Orakelsteine in Delphi

und in dem Oasentempel des Jupiter Ammon und anderwärts für hoch und heilig gehalten? und hat nicht selbst in unseren Zeiten der viel geküßte, von der Menschheit Sünde schwarzgewordene Stein der Kaaba zu Mekka uralten Ruf und Namen treu bewahrt?

Bei den Griechen ging eine Sage, daß nach der großen Fluth die Menschen aus Steinen entstanden seien, welche Deukalion und Pyrrha hinter sich warfen, während, nebenbei bemerkt, eine altdeutsche Sage die Deutschen aus den Bäumen hervorgewachsen und ein altindischer Mythus die Menschen vom großen Geist aus den Wassern gezogen sein läßt. Beim Homer nehmen in der berathenden Versammlung die Aeltesten des Volkes ihren Platz auf einfachen Steinsitzen „im heiligen Kreise" ein, und zu Athen, auf dem Markte und auf anderen öffentlichen Plätzen sprachen die Redner, Herolde und Kläger vom Stein herab und jeder Thesmothet leistete auf dem Markte „bei dem Steine" den feierlichen Eidschwur. Ja, wenn es gestattet ist, etymologischen Untersuchungen Glauben zu schenken, so heißt das griechische Wort für König, Basileus, geradezu der Steinbesteigende. Das gemahnt andererseits an altgermanische und keltische Sitte, wonach der König sich bei seiner Erhebung dem versammelten Volke auf hohem Stein zu zeigen pflegte und an den althistorischen Königsstein, der im englischen Thronsessel verborgen sein soll.

Ich könnte die Beispiele um ein Beträchtliches vermehren, begnüge mich aber bei der streng zugemessenen Zeit

und im Hinblick auf die Weite meines eigentlichen Gegenstandes mit dieſen Zeugniſſen von der vornehmen Bedeutung des Steines in den älteren Zeiten der Menſchengeſchichte, gegenüber der modernen, halb verächtlichen Anſchauung von dem Werthe des Steines, dem höchſtens nur als Baumaterial einige Aufmerkſamkeit gezollt wird.

Aber ich will nicht ganz undankbar gegen die moderne Verſündigung ſein, da der Volksmund und die Sprache wenigſtens in der Rede den Stein noch einigermaßen in Ehren hält. In unbewußter Selbſtſchätzung hat das Wort Stein eine geſonderte und ſelbſtſtändige Stellung behauptet, welche ſeine Anwendung vor wiſſenſchaftlichem Begriffszwang bewahrt und ihm eine gewiſſe poetiſche Freiheit erhalten hat. Von dem Stein als wiſſenſchaftlichen Ausdruck wagt die gelehrte Mineralogie nicht zu ſprechen.

Es iſt eine halb ſprichwörtlich gewordene Redensart, die wohl jeder, wenn auch nicht ſelber ausgeſprochen, ſo doch gewiß einmal hat äußern hören: „Ja, wenn die Steine reden könnten oder reden dürften, die würden uns Manches erzählen". Meiner Wenigkeit, welche das große Glück gehabt hat, mit Tauſenden und aber Tauſenden von Steinen, nicht etwa bloß als Pflaſtertreter, Verkehr und Umgang zu pflegen, hat die Redensart niemals recht gefallen wollen, da ihr die volle Wahrheit fehlt. Das hat auch die Volksſprache ſelber herausgefühlt, die wohl von Stummſein wie ein Fiſch, aber viel ſeltener vom Stummſein wie ein Stein zu ſprechen pflegt. Sicher reden die Steine und erzählen ſo Manches,

von dem sich der gewöhnliche Menschenverstand nichts träumen läßt, freilich erzählen sie nicht mit hörbaren Lauten, sondern mit Zeichen, zu deren Lösung es heut zu Tage nur des Zauberstabes der geistigen Forschung bedarf.

Die Erzählungen der Steine sind eigener Art. Wenn einmal ein Schriftsteller des Alterthums von der mündlichen Tradition historischer Thatsachen das eigenthümliche Bild gebraucht hat, die Tradition sei ein Windhauch der Erinnerung, der von der Vergangenheit nach der Gegenwart herüberweht, so möchte ich mit einem kühnen Gleichniß die geschriebene Geschichte als oft copirte briefliche Mittheilung auffassen, welche die Altvorderen den späteren Geschlechtern zugesendet haben und mit einem noch kühneren Bilde die in Stein gemeißelte Kunde der Vorzeit als telegraphische Depeschen, welche, mehr und weniger schwierig zu dechiffriren, die längst schon hingestorbenen Menschen mit den lebenden Geschlechtern in unmittelbaren Rapport setzen. Dem drastischen Gleichniß kommt selbst die telegraphische Kürze der Meldung zu Hülfe, da im guten Lapidarstyl, wie er z. B. in den meisten römischen Inschriften epigraphische Vollendung erreicht hat, eine Meldung, die mit wenigen, aber ausgewählten Worten einen sinnigen Gedanken ausdrückt, vor langweiligen magistratisch-decretalischen Annoncirungen den unbedingten Vorzug künstlerischen Werthes hat.

Es ist ein wunderbarer Zug im Menschenthum, das rohe, culturlose ebenso wenig ausgenommen als das civilisirte, daß der Einzelne großes Behagen und förmlichen Drang em-

pfindet, auf Stein und ſelbſt auf anderen harten dem Zahn der Zeit lang Widerſtand leiſtenden Material, ſich zu verewigen, wie man es nennt, d. h. mit einem Meſſer oder einem anderen ſpitzen Inſtrumente ſeinen Vor- und Zunamen, das Datum und vielleicht ein Paar kurze Worte oder ſymboliſche Zeichen hinzuzufügen. Selbſt die liebe Jugend kann es nicht laſſen, auf Thür und Wand, auf Tiſch und Bänke ihren Namen einzuſchneiden, trotz aller Erinnerung von Seiten der Lehrer und Eltern: „unnütze Hände beſchreiben Tiſch und Wände", gar nicht der zärtlich ſchmachtenden Liebespaare zu gedenken, welche die Rinde alter und ſtarker Bäume in beſondere Affection genommen haben. Tagtäglich haben wir Beiſpiele in Hülle und Fülle vor Augen und man braucht nicht erſt nach Italien, Griechenland, Aegypten, Spanien und wie ſonſt die mit alten Monumenten bedeckten Länder heißen mögen, zu reiſen, um ſich von der Wahrheit und der Allgemeinheit dieſes Axioms zu überzeugen. Der Menſch in allen Zeiten, unter allen Zonen hat einmal den Drang, ſeiner eigenen Vergänglichkeit zum Trotze, ſich zu verewigen und ſollte es nach Kieſelack'ſchem Vorgange ſelbſt oft mit Lebensgefahr verbunden ſein, oder gar polizeilichen Vorſchriften zuwiderlaufen. Wenn die Inſchrift auch nicht immer kalligraphiſche oder ſtyliſtiſche Meiſterhand bekundet, ſo iſt ſie dennoch bisweilen im höchſten Grade ergötzlich oder epigraphiſch-charakteriſtiſch.

Die kurzen Worte Route de Paris, welche ein Grenadier eines Bataillons der franzöſiſchen Occupationsarmee, das die

Insel Philae an der ägyptisch-nubischen Grenze im Anfang dieses Jahrhunderts besetzt hielt, in einer müßigen Stunde auf eine Tempelwand des hochberühmten Isisheiligthums mit saurer Mühe einmeißelte, zeigt den selbstbewußten Anhänger der unwiderstehlichen Grande nation ebenso deutlich und klar als die zahllosen Reminiscenzen, welche ein französischer Abenteurer, der vor wenigen Jahren beinahe ganz Asien mit blankem Säbel und Federhut nach allen Richtungen durchpilgert hat, in harten Stein zu kratzen pflegte. „Ich, Mr. Legran, der Stolz des Menschengeschlechs, bin auch hier gewesen."

Aber gerade, weil dieser Drang der Selbstverewigung dem Menschenthum so angeboren ist, darum ist er Bedürfniß nach einer anderen Seite hin geworden, Bedürfniß da, wo seine Spuren fehlen.

Wie der verirrte angsterfüllte Pilger in der Wüste aus den Fußspuren wandernder Menschen oder Karawanenthiere neuen Trost und neue Hoffnung schöpft: so wirkt in öden, menschenleeren Wildnissen der Anblick alter und junger Inschrift an der einsamen Felswand wohlthuend und beruhigend auf das Gemüth. Der sociale Mensch sucht allenthalben den Menschen wieder, und erkennt selbst in den Spuren der Vorzeit dankbar die Nähe des Menschen an.

Nicht landschaftlicher Reiz, nicht anmuthiger Wechsel der Vegetation, nicht die formenreichste Felsenbildung einsam gelegener Landstriche fremder Regionen üben einen so mächtigen Eindruck auf den einsamen Wanderer aus als der

unvermuthete Anblick redender Steine. Wie gebannt bleibt der ſinnende Pilger vor ihnen ſtehen, um zu fühlen, was Fauſt in klaren Worten ſagt: Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

Als ich wochenlang auf der öden felſigen Hochfläche des ſüdperſiſchen Landes an der Spitze einer Karawane gewandert war, und mich an einſamer Stelle bei Murgâb, von keines Menſchen Nähe geſtört, nur den kreiſchenden Adler und Geier über meinem Haupte, inmitten eines wüſt und wild gelagerten Steinhaufens befand, der Spuren von der Hand des Menſchen an ſich trug, da ſtand ich mit einem Male vor einem Marmorblocke, der im Relief das Bild eines geflügelten altperſiſchen Königs darſtellte. Aehnliche Bildwerke hatte ich öfters geſehen und kein beſonderes Gefühl überwog meine Neugierde. Als ich aber darüber die wenigen einfachen Worte geſchrieben las: „Ich bin Cyrus, der König, der Achämenide," durchzuckte es mich mit warmen Glühen, denn der lebloſe Marmorblock fing an zu leben und lebendige Geſchichte zu werden, und die Paar Worte erfüllten mich begeiſterungsvoll vor dieſem Markſtein perſiſcher Geſchichte. Ich ſtand vor einem Denkmal des großen Cyrus und auf der welthiſtoriſchen Ebene von Paſargadä. Lange konnte ich mich nicht von dem ehrwürdigen Steine trennen und von ihm ſcheidend beneidete ich beinahe die braunen Nomaden, welche an ihm vorüberziehen Jahr aus Jahr ein, freilich nur in der Meinung, daß jenes Bild

der leibhaftige Teufel sei, in dessen Angesicht man, des bösen Blickes halber, bei Leibe nicht schauen dürfe.

Und wenn ich jetzt im Geiste eine Umschau halte, um selbst mit strengster Auswahl wieder zu erzählen, was sich allein die alten Steine von Menschengeistes Dichten und Trachten in grauer Vorzeit erzählen, so erdrückt mich augenscheinlich die überwältigende zahllose Masse der redenden Zeugen der Vergangenheit in allen Theilen der Welt, eine Masse der weder ein Menschenleben noch eines Menschen Wissen kühn die Stirne zu bieten vermag. Mit der zugemessenen Zeit Haus haltend, folge ich darum gern dem eigenen Herzenstriebe zur ägyptischen Steinwelt hin, die neben dem Vorzuge des höchsten Alters seit Menschengedenken, den geheimnißvollen Reiz des weniger Bekannten und Dunklen in sich schließt. Erzählen will ich was in Grabesnacht verborgen nach langem tausendjährigen Schweigen vom alten guten Menschengeist und Menschenwerth des harten Steines Mund erzählt.

Warum gerade den Grabsteinen als Sprechern der Vorzug geschenkt worden ist, hat seinen triftigen Grund in altägyptischer Anschauung, daß nämlich dies Scheinleben nur eine Vorbereitung für das wahre Leben im Jenseit, gleichsam ein Antichambre für die Ewigkeit sei. Darum baute man die eigenen Wohnungen aus leicht zerstörbarem Nilschlamm und gebranntem Stein, die ewige Wohnung dagegen aus harten dauerhaften Kalk- oder Granitstein, wenn man es

nicht vorzog, die langen Vorräume, Gänge und Kammern in den Fels ſchachtartig einzubohren.

Und gleich beim Eintritt in das dunkle Grab, das Wiſſenseifer und moderne Neugier den Strahlen des neuen Tageslichtes geöffnet hat, rufen uns die Felſenwände und die Steinſäulen wie mit **einem** Munde mahnungsvoll entgegen: „Oh, die ihr lebet auf Erden, die ihr noch liebet das Leben und den Tod haſſet, wenn ihr eintretet in dieſes Grab und ſchauet dieſen Stein, ſo lobt und preiſt die Gottheit eures Landes, überlaßt einſt gern den Kindern und Kindeskindern Amt und Würde und legt euch hochbetagt zur Ruhe nieder, wie dieſer Verſtorbene, für deſſen Angedenken ihr ein Gebet ſprechen möget.“ So oft ich in ein altägyptiſches Grab eingetreten bin und ſo oft ich bei den Grabſteinen in der offenen Säulenhalle des hieſigen ägyptiſchen Muſeum vorüberging, konnte und kann ich niemals meinen Blick ohne Rührung von dieſer ernſten Mahnung abwenden, die ſich ſo unmittelbar an die überlebenden Geſchlechter richtet.

In den meiſten Fällen rufen die Steine dieſe ernſten Worte nicht den lebenden Menſchen im Allgemeinen zu, ſondern der gebildeten, unterrichteten Klaſſe der ägyptiſchen Bevölkerung, je nach ihren verſchiedenen Rangſtufen vom Oberprieſter der erſten Landesgottheit an bis zum letzten Schreiber oder, wie wir mit modernen Ausdruck ſagen würden, bis zum beſcheidenſten Literaten hin.

Die gebildete Welt Aegyptens war eigenthümlich ſtolz auf das Lob, würdige Verehrer des Thoth, des ägyptiſchen

Hermes zu sein, und die Weisen des Landes konnten es nicht unterlassen, auf die Qual, die Mühe und Sorgen, und den Undank aller übrigen Lebensstellungen mit beredten Worten hinzuweisen. Höchst anziehende Mittheilungen liegen darüber in den Gräbern vor. So stellen lange Inschriften der Ruhe wissenschaftlicher Beschäftigung mit starker Zeichnung, die Mühe und Qual des Krieges und des Ackerbaues in folgender Weise gegenüber. „Was soll denn eine Rede bedeuten, daß ein Lieutenant besser sei als ein Literat. Schaut doch einmal den Zustand des Lieutenants an, wie zahllos sind seine Qualen. Ist er jung, wird er in der Militärschule eingesperrt gehalten, man straft ihn, daß sein Kopf blutet und man streckt ihn aus, um ihn zu schlagen. Hernach schickt man ihn nach Syrien in den Krieg. Auf steilen Höhen muß er wandern, sein Brot und sein Trunk hängt an seinem Arme, gleichwie die Last eines Transportthieres. Ist sein Nacken gebeugt, wie der eines Esels, und sind seine Rückenwirbel vor Ermattung gekrümmt, so kann er nur verdorbenes Wasser trinken. Jetzt kommt er auf die Zeltwacht. Da erscheinen die Feinde und fangen ihn wie in einer Vogelfalle. Kehrt er glücklich nach Aegypten zurück, da ist er wie wurmstichiges Holz. Ist er dazu noch krank, so legt man ihn in eine Bahre und er wird auf Eselsrücken getragen. Sein Gepäck wird von Dieben gestohlen und sein Diener macht sich aus dem Staube."

Dem ägyptischen Literaten, welcher in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung dieses

Lebensbild von der Lage eines altägyptischen Campagnesoldaten geliefert, kam es nicht in den Sinn, die Kriegerkaste in seiner naiven Schilderung herabzusetzen, vielmehr wollte er, neben dem Genuß der wissenschaftlichen Beschäftigung, die behagliche Ruhe der Studirenden gegenüber der Plage und den Stürmen des unruhvollen Lebens des Kriegers recht augenscheinlich hervorheben. Wie ihm dies in Bezug auf den Ackerbauer gelungen ist, das mag der folgende Text selber erzählen: „Warum willst du die Wissenschaften im Stich lassen, und dich mit den Arbeiten des Feldes abmühen? Hast du denn niemals die Lage eines Landmannes in Betracht gezogen? Bevor es ihm vergönnt ist, zu ernten, da kommt der Wurm und verzehrt einen Theil des Getreides, einen anderen fressen die Thiere ab, denn zahlreiche Ratten zeigen sich auf dem Felde, die Heuschrecke fällt darauf nieder, das Rindvieh frißt hier und da ab und die Sperlinge stehlen, so viel sie können. Wacht der Landmann nicht über das was ihm übrig bleibt auf dem bebauten Felde, so stehlen es ihm die Spitzbuben. Das Eisen am Pflug stumpft sich ab und das Ackerpferd verendet vor Anstrengung beim Ziehen der Pflugschaar. Der Schreiber der Regierung steigt an der Landungsstelle des Dorfes aus, er treibt die Abgabe ein. Die ihn begleitenden Beamten drohen mit Knitteln und die schwarzen Sclaven mit Palmstöcken. Sie schreien ihm entgegen: gieb Korn her als Geschenk für uns! und thut er es nicht, so strecken sie ihn auf den Boden aus und schlagen ihn. Er wird gefesselt,

ins Waſſer getaucht und mit Gewalt geſtoßen. Seine Frau wird vor ſeinen Augen gebunden und ſeinen Kindern werden die Kleider genommen. Seine Knechte entfliehen und laſſen das Getreide im Stich. Des Literaten Arbeit ſteht höher als jede andere Beſchäftigung. Er braucht ſich nicht abzumühen und keine Steuer zu zahlen. Das bedenke wohl!“

In der Art dieſer naiven Erzählung, welche unter anderen den Beweis liefert, daß es mit der Lage der ſogenannten Fellachin vor drei Tauſend Jahren unter den eingeborenen Pharaonen um kein Haar beſſer geſtellt war, als heutigen Tages unter türkiſch-ägyptiſchem Regimente, und daß überhaupt Alles in der Welt ſchon einmal dageweſen iſt, ſchildern die Inſchriften die Mühe und Arbeit aller ferneren Lebensſtellungen bis zum Bartſcheerer hinauf, von dem ſie wörtlich erzählen:

„Der Bartſcheerer muß ſcheeren bis in die ſpäte Nacht hinein. Er beugt ohne Aufhören ſeinen Nacken und ſeine Arme. Er läuft von Schenke zu Schenke, um nach Kunden zu ſpähen. Er iſt ein ganz geſchlagener Mann, denn mit ſeiner Hände Verdienſt füllt er allein den hungrigen Bauch, gleichwie der Honig die Speiſe derer iſt, die ihn bereiten.“

Dieſer lobenswerthe Hang nach Bildung, dieſer Drang nach wiſſenſchaftlicher Forſchung iſt ein Grundzug der alten Aegypter, der ihnen ebenſo viel Ehre macht als wie die natürliche Folge aller geiſtig cultivirten Lebensart: ich

meine die Sitten veredelnde Humanität. Tausend und aber tausend Stimmen rufen von den Steinen her der Nachwelt die Kunde davon zu.

Von einem in den Gräbern zu El-Kab, in Oberägypten, bestatteten Aegypter erzählt die Steinwand dem Eintretenden gleich im Eingange: „Er liebte seinen Vater, er ehrte seine Mutter, er liebte seinen Bruder und ging nie zornigen Herzens aus seinem Hause. — Den vornehmen Mann zog er dem geringen niemals vor."

Von einem andern, gleichfalls in El-Kab und vor mehr als viertausend Jahren bestatteten Aegypter, einem Propheten, berichtet der Fels, indem er den Verstorbenen sprechend einführt: „Ich war ein kluger und weiser Mann auf Erden und meine Seele hatte Gott lieb immerdar. Bin ich den Vornehmen ein Bruder gewesen, so war ich den Armen ein Vater und streute niemals Haß unter Menschen aus."

Eines anderen Grabes felsige Wand läßt den Bestatteten zu den Eintretenden die Worte sprechen: „Sagen will ich euch, die ihr nach mir lebt, wie es um mich bestellt war: ich war weder herrisch, noch fluchte ich, noch schmähte ich, noch liebte ich zu streiten mit meinem Nächsten. Niemals trat ich dem Bedrückten und Armen hindernd entgegen, sondern suchte in That und Wort Herzversöhnung."

Die Inschrift auf der Bildsäule eines Priesters der ägyptischen Minerva zu Saïs, welcher in den unglücklichen Zeiten lebte, als Kambyses seinen Kriegszug wider Aegypten

unternahm, beginnt, in ähnlicher Weiſe, mit den Worten: „Ich ehrte meinen Vater und achtete meine Mutter und liebte meine Brüder — ich begrub den, welcher geſtorben war und unbeſtattet liegen mußte und gab Unterhalt den Kindern, welche geboren wurden. Ich gründete ihnen Häuſer und füllte ſie mit Wohlthaten an, gleichwie es thut ein Vater ſeinen eigenen Kindern. Denn ſiehe, eine ſchwere Zeit war auch in dieſer Mark (Sais) damals, als das große Unglück über ganz Aegypten hereingebrochen war."

Rührend klingt das Geſtändniß, durch welches ein Nomosfürſt an dem Seiteneingange ſeiner ewigen Herberge, des allbekannten Felſengrabes von Benihaſſan, ſein Andenken mehr geehrt hat als durch die Aufzählung kriegeriſcher Züge, von denen der Stein den Nachkommen gleichfalls Kunde giebt. „Was ich gethan habe, will ich ſagen. Ich war voll Güte und meine Liebe unbegrenzt — niemals bedrückte ich das Kind des Armen, niemals betrübte ich die Wittwe. Den Fiſcher ließ ich ungeſtört und den Hirten beunruhigte ich nicht. Niemals belaſtete ich einen Menſchen mit Zwangsarbeit. Keine Hungersnoth war in meiner Zeit und niemals fehlte es an Brot zur Speiſe. Denn ich bebaute die Felder meines Landes bis zu ſeinen Grenzen nach Süd und Nord hin, um Nahrung zu ſpenden ſeinen Bewohnern und Keinen ungeſpeiſt zu laſſen. Der Wittwe ſchenkte ich gleicherweiſe wie der Herrin eines Mannes und wenn ich gab, ſo zog ich niemals den Höherſtehenden dem Niedrigen vor."

Noch viele andere Zeugen könnte ich in den Steinen aufrufen, um sie erzählen zu lassen, mit welcher Pietät die Gesetze und Vorschriften der Moral Jahrhunderte und Jahrtausende vor unseren Tagen von den alten Aegyptern ausgeübt wurden und wie sie es als das schönste Denkmal der Erinnerung ansahen, die Steine von ihren Werken laut Zeugniß ablegen zu lassen.

Höher als Alles stand es, ja das ganze Ziel ihres Daseins auf Erden war es, guten Leumund nach dem Tode zu erreichen, auf daß, wie die Steine erzählen, „der Name sich erhalten möge bis in alle Ewigkeit, daß sein Haus erhalten bleibe und seine Nachkommen bestehen auf Erden."

Trotz aller Macht, alles äußeren Glanzes, aller Heiligkeit ihrer Person hielten es die Pharaonen nicht unter ihrer Würde, den nachkommenden Geschlechtern das Geständniß ihrer Prüfung vor dem unvermeidlichen Todtengericht zu melden, welches in feierlichster Weise über die Verstorbenen abgehalten wurde. Die Steinwände der hochberühmten Königsgräber von Biban-el-moluk in dem westlichen Felsenthale Thebens erzählen noch heutigen Tages in einfach rührenden Worten Pharao's Bekenntnisse vor Gott und den Menschen.

„Ich habe gelebt von der Wahrheit — so spricht der König — und habe mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan, war voll Versöhnung und wie ich Gott geliebt, das weiß Gott und mein Herz. Ich habe Brot dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen, Kleider dem

Nackten gespendet, und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach. Durch Opfer ehrte ich die Götter und durch Todtenspenden die Verstorbenen."

Nach diesem allgemeinen Bekenntniß, welches seine Haupttugenden bezeugt, wendet sich der König an seine göttlichen Richter und sagt das negative Bekenntniß der 42 Kapitalsünden des altägyptischen religiösen Gesetzbuches her, die tabellarisch geordnet an der Felswand prangen und von denen an dieser Stelle einzelne Platz finden mögen:

„Nicht habe ich geraubt, nicht habe ich betrogen, nicht habe ich einen Menschen getödtet noch hinterlistig tödten lassen, nicht habe ich geheuchelt, nicht habe ich gelogen, nicht habe ich Thränen erpreßt, nicht mein Ohr von den Worten der Wahrheit abgewendet, nicht habe ich geflucht, nicht meinen Arm walten lassen, nicht Gott, noch den König, noch meine Eltern geschmäht, nicht Gott aus meinem Herzen gebannt."

Die sittliche Höhe eines Volkes findet einen besonderen Maßstab in der Achtung und Stellung, welche dasselbe den Frauen zu Theil werden läßt, und in dieser Beziehung beweisen die Berichte der Steine, daß die alten Aegypter bereits in den Urzeiten aller Menschengeschichte mit Sinnigkeit und zarter Minne den schöneren Theil des Menschengeschlechtes zu lieben und zu achten verstanden.

In einem Felsengrabe zu Lykopolis, an dessen Fuße sich die modern arabische Stadt Ossiut aufgebaut hat, preist der kalte Fels die Herzensgüte eines uralten Nomarchen mit dem anmuthigen Lobe: „Niemals habe ich das Kind von dem

Busen seiner Mutter noch den Armen von der Seite seiner Gattin gerissen."

Die Mütter, so sagen es die Steine, beschützt und bedeckt das Kind mit ihrer Liebe, wie die Henne mit ihrem Flügelpaar die Küchlein, darum war ihre Würde so groß, daß die Steine öfters den Namen des Vaters als den der Mütter in den Geschlechtsregistern übergehen. Die einzige Gattin, als deren Hauptschmuck die Liebe zum Gatten von den Steinen genannt und gepriesen wird, führt den ehrenden Titel der Herrin des Hauses. Und wenn die Steine sonst nicht gern in Bildern zu reden pflegen, so bezeichnen sie dennoch in gehobener Stimmung die Frauen als „schöne Palmen, deren Frucht die zarte Liebe ist", und die Götter versprachen ihren Lieblingen unter den erdgebornen Söhnen das schönste Geschenk, welches sie dem Menschen auf Erden zu spenden vermögen, „die Achtung bei den Männern und die Liebe bei den Frauen." Das erzählen Hunderte von Steinen.

Die schönste der Göttinnen, die aphrodisische Hathor, welche die Steine als „die goldene himmlische Herrin" bezeichnen, welche „den Himmel und die Erde mit ihrer Schönheit erfüllt", und deren goldener Kranz das Band der Alles in der Natur wie im Leben des Geistes vereinigenden, bindenden Liebe sinnvoll symbolisirt, diese holde Göttin wurde als die Königin der Frauen geehrt und der auf Erden lebenden Königin Aegyptens im Hathorschmuck, als der Stellvertreterin der Göttin der Liebe, von den Frauen gehuldigt.

Wenn man gewohnt iſt, in der offiziellen Sprache der ägyptiſchen Steine und in der bunten, vornehmlich für das Tageslicht beſtimmten Hieroglyphe ſchwülſtige Lobſprüche und übertrieben ausgeſchmückte Titel zu vernehmen, ſo muß die zarte, innige Wärme der Herzensſprache, welche aus Grabesnacht und aus der ehrwürdigſten Vorzeit zu uns herübertönt, den vollen Beweis liefern, daß veredelnde Anmuth der Sitten, daß Wahrheit und Gerechtigkeit, daß verſöhnende Herzensmilde bereits in jenen Urzeiten der Geſchichte, aus denen die Steine, die Zeugen jener Tage, zu uns ſprechen, als ein Schmuck des Menſchenthums angeſehen ward, der höher galt als Reichthum, Rang und Titel, als ein Schmuck, nach dem die Großen des Volkes geizten und den zu verdienen das Ziel der irdiſchen Wanderung war.

Wenn der Odem der Seele lauter und rein, wie die täglich im Oſten aufgehende Sonne dem geborenen Menſchenkinde von der Gottheit durch die Naſe eingeblaſen ward, ſo ſollte ſie am Ende ihres Laufes wie die ſcheidende Sonne, makellos und glanzvoll im Weſten zu Rüſte gehen, um Zeugniß vor dem ewigen Richter abzulegen und ſich vereinigen mit der ewigen Gottheit Urbild. So ſagen es wörtlich die Steine.

Es liegt ein tiefer Troſt in den alten Steinen verborgen, daß die ſcheußlichen, halb Menſch halb Thier geſtalteten Weſen in den Sculpturen und Malereien der Denkmäler nicht Aegyptens wahre Götter, ſondern politiſch-religiöſe Masken waren. Die Steine melden, daß die Gottheit

eine, ungetheilte, vom Anfang an beſtehende, alle Dinge erſchaffende war, und daß ſie namenlos ſich den verklärten Seelen als das moſaiſche Ich—bin—der—Ich—bin offenbarte. Freilich ward nur den Eingeweihten dieſe reine Lehre kund gethan und die Steine warnen vor Enthüllung, wenn ſie den Jüngern der Myſterien zurufen: „Das iſt ein ſehr verborgenes Buch, laß es Niemanden irgendwo jemals wiſſen, ſage es keinem Menſchen, laß es kein Auge ſehen, kein Ohr hören, nur du allein ſollſt es wiſſen, ſammt dem, der dich's gelehrt hat.“ —

Das beſondere Vertrauen zur Gottheit, welches neben reinem Frohſinn und unſchuldiger Lebensluſt die alten Aegypter erfüllte, findet einen beredten und vielfach vertretenen Zeugen in der ſichtbar ausgeſtellten und nicht nur allein in der für die dunkle Grabesnacht beſtimmten Steinwelt, welche uns von den Thaten und von dem Leben der Könige und Großen des Landes erzählen. In Freude und Leid, in Angſt und Luſt, in Sieg und Niederlage iſt es die ewig waltende Gottheit, welcher Dank und Gebet zu Theil wird.

Wenn Ramſes III. auf der langen Steinwand des Amontempels zu Medinet-habu in prunkhafter Darſtellung die von ihm Ueberwundenen in langem Zuge nach Aegypten triumphirend aufführt, ſo erzählt der Stein: „So ſpricht der König zu den Fürſten und Gewaltigen in ſeiner Umgebung: Ihr habt geſchaut die Gnade ohne Ende, welche der König der Götter mir, ſeinem Kinde, bewieſen hat“, und wieder erzählt

es eine Steinmauer an der Südseite des thebanischen Amontempels.

Als Ramses II., der große Sesostris der Klassiker, abgeschnitten von den Seinigen, an den Gestaden des syrischen Orontes von den mächtigen Hethitern umzingelt wird und, augenscheinlich ein verlorener Mann, auf seinem Wagen allein mit seinem Wagenlenker dasteht, da läßt ihn der kalte Stein die warmgefühlten Worte ausrufen: „Meine Bogenschützen und meine Wagen haben mich verlassen, nicht Einer blieb bei mir, um für mich zu streiten. — Wo bist du, mein himmlischer Vater Ammon? Siehe, kann denn ein Vater seines Kindes vergessen? Habe ich jemals auf eigene Kraft vertraut; wo ich ging und wo ich stand war mein Antlitz nicht dir zugewendet? Habe ich nicht immer nur nach den Worten deines Mundes gehandelt und folgte ich nicht nur deinem gewaltigen Rathe? O du großer Herr Aegyptens, vernichte die Völker, die mich umringen! Was sind denn diese Hirten, denen Amon Nichts gilt, welche von Gott nichts wissen! Habe ich dir nicht zahllose und großartige Denkmäler aufgeführt, habe ich nicht dein Heiligthum mit Gefangenen angefüllt, welche dir einen langdauernden Tempel bauten? Habe ich dir nicht Hekatomben geschlachtet und süßduftende Kräuter aller Art geweiht? Ich habe dir ein Haus gebaut von Stein und ewige Säulen darin aufgerichtet und Obelisken von Elephantine herbeigeholt. Für dich habe ich Schiffe in's Meer gesendet, um aller Völker Werke dir zuzuführ-

ren. Hat ein Anderer jemals das gethan? Zu Schanden wird, wer deinem Willen widersteht, erhoben aber, der dich preisend anerkennt, oh Amon. Aus vollem Herzen schrei ich in der Noth zu dir, mein Vater Amon! Umzingelt bin ich von zahllosen Völkern aller Landen. Allein bin ich, kein Anderer ist mit mir. Verlassen haben mich meine Bogenschützen und Wagen. Von Furcht beseelt, hat kein einziger meinen Ruf gehört. Aber Amon ist besser als Myriaden Bogenschützen, als Millionen Wagen, als zehn Tausend erwählter Jünglinge und wären sie alle an einem Ort vereinigt. Nichts gilt die Hülfe zahlreicher Menschen, Amon steht höher als sie."

Nach diesen Worten voller homerischer naiver Einfalt, ergreift der König mit neuer Kraft und von neuem Muthe beseelt, seine Waffen und Amons Hülfe wird ihm so sichtbar zu Theil, daß er nicht nur der augenscheinlichen Gefahr glücklich entrinnt, sondern den blutbespritzten Boden mit den Leibern der erschlagenen Feinde bedeckt.

Das Maaß der Zeit gestattet mir leider nicht, die Steine als weitere Zeugen für die Behauptung auftreten und selber es sagen zu lassen, daß bereits in den Zeiten, in welchen Abraham bei seiner Wanderung nach Aegypten in einen vollständig entwickelten Culturstaat an den fruchtbaren Ufern des Niles eintrat, die den Menschen und alles Menschliche veredelnde Sitte an dem Fuße der Pyramiden eine Pflanzstätte errichtet hatte, deren erstes vornehmstes Gebot es war:

durch die Liebe zu Gott und zu ſeinem Nächſten ſich zum wahren Leben nach dem Tode vorzubereiten.

So reichhaltig und unerſchöpflich die Zahl der Denkmäler des ägyptiſchen Alterthumes ſein mag, welche aus uraltem Platz weggeriſſen und nach den Muſeen des modernen Europa gebracht worden ſind: ſo ſicher iſt der Beweis zu geben, daß die Mehrzahl derſelben jenem Gedanken dienen, welchen ich ſo eben als das erſte und vornehmſte Gebot der ägyptiſchen Sittenlehre bezeichnet habe.

Selbſt in der ausgelaſſenſten Lebensfreude, wurde der Genuß der Freude durch den ſymboliſchen Hinweis auf die letzte Stunde eben ſo ſehr ſinnlich gemäßigt als geiſtig geſteigert.

Wenn die alten Aegypter beim frohen Male beiſammen ſaßen und abgegeſſen hatten, da trat ein Mann mit einem kleinen Sargkaſten und einem hölzernen Todtenbilde darin in das Gaſtzimmer, zeigte es der Reihe nach den einzelnen Gäſten und ſprach dazu die Worte: Betrachte dieſen und dann trink und ſei fröhlich, denn wenn du todt biſt, ſo wirſt du ſein gleich wie dieſer! Und ſelbſt in dem Liede, das nach alter Trauermelodie bei den Gelagen von den Aegyptern geſungen zu werden pflegte, vermiſchte ſich des Lebens Ernſt und des Lebens Luſt in gar ſeltſamer Weiſe. Sie beklagten in dem vom böſen Dämon Typhon alljährlich getödteten guten Gott Oſiris nicht nur die im Winter hinſterbende Natur und getröſteten ſich in ſeiner Wiederkunft

aus Grabesnacht nicht allein der vom Frühlingslicht zu neuem Leben erweckten, sondern erkannten und besangen in des Gottes Leben und Sterben, im Kreislauf der Jahreszeiten, das sinn- und bedeutungsvolle Symbol der Unvergänglichkeit des eigenen Menschendaseins, der Unsterblichkeit der Seele.

Die alten Aegypter haben ihre Mission in der Weltgeschichte als strebsames Culturvolk erfüllt. Am äußersten Horizont des historischen Wissens stehend, haben sie bereits im grauen Alterthume die Wurzeln der Cultur gelegt und, wie ein großer Geist es ausspricht: „die erste Anregung zu solchen Ideenkreisen und Gefühlen gegeben, die mit der Vermenschlichung und Geisteserhebung eines Volkes verwandt sind. Was vielfach getrübte Ueberlieferungen später Augenzeugen nur zu vermuthen gestatteten, das sagen uns gegenwärtig die Steine, vor denen Jahrtausende lang Heerschaaren und Karawanen vorübergezogen sind, ohne von ihrem Inhalte etwas zu ahnen."

Vor allen aber war es Folge des tiefen Ernstes der Anschauung von der Bedeutung des menschlichen Lebens, war es Folge des tief wurzelnden religiösen Sinnes, daß gerade in Aegypten die Lehre des Christenthums bis in den Tod getreue Anhänger gewann, und es ist nicht bloßer Zufall, sondern weltgeschichtliche Fügung, daß da, wo an den Tempeln und in den Gräberhöhlen die Steine von den alten Göttern, Königen und Menschen fast athemlos erzählen, die jüngeren

ſteinernen Nachbarn in chriſtlicher Demuth von den frommen Gefühlen und Gedanken und von dem felſenfeſten Glauben der älteſten Chriſten reden.

Nicht nur dem altägyptiſchen Morgenlande wohnt der unbändige Drang inne, den Stein im Grabe vom alten Denken, altem Sinnen, von alten Werken, mit einem Worte vom alten Menſchen, wie er war und lebte, der Nachwelt loberfüllte Kunde zu geben: auch dem heutigen Orient iſt eigene Liebe zu den Steinen angeboren und Steine müſſen laut es ſagen, was der Menſch einſt fühlte, ſann und dachte. Mag der wandernde Europäer die krummen, engen Straßen türkiſcher Städte, von der glanzerfüllten Hauptſtadt gläubiger Alttürken am Bosporus an durchziehen, mag er von Afrika's ungaſtlicher Nordweſt-Spitze an bis zu den Hochflächen des centralen Aſiens ſeinen Wanderſtab einſetzen: ſo werden an der Gaſſen krummen Zeile und an der langen Karawanenſtraße, ſelbſt an den einſamſten und oftmals gerade an den einſamſten Stellen, die erzählenden Steine niemals fehlen.

Rechts und links von dem fußbetretenem Wege der lebenden Menſchen lagern die weißglänzenden Mäler, deren Stimme ſich an den kommenden und gehenden Wanderer auf der Straße richtet. Sie rufen ihm ſchweigend die Worte des unſterblichen italieniſchen Dichters zu: „viver! ch'è, un correr alla morte" „was iſt das Leben, als ein Hinlaufen zum Tode" und ermahnen den allzuhaſtigen Pilger an das unvermeidliche allgemeine Reiſeziel zu denken.

Aber wie ſich in den altägyptiſchen Steinen eher die Sehnſucht nach dem Endziele der Wanderung, als die Klage um das entſchwundene Leben zu erkennen giebt, ſo beweinen dieſe Steine, wenn ſie über den gewöhnlichen Koranvers hinauskommen, in ſehnſuchtsvoller Sprache den Verluſt des irdiſchen Daſeins und drücken Jammer um das geraubte Tageslicht mit vollſtem Schmerze aus. Auf den zahlloſen Steinen, welche an den perſiſchen, von mir durchreiſten Landſtraßen den Wanderer in dieſer Weiſe ein ernſtes Memento mori zurufen, nimmt der Gedankenflug einen eben ſo ſinnigen als melancholiſchen Ausdruck an, ohne in die breite Ueberſchwenglichkeit morgenländiſcher Dichtungsweiſe zu verfallen.

Der Frühling kommt, ich ſchwinde hin vor Sehnen,
Mein Herz erglüht, mein Auge ſchwimmt in Thränen.
Der Blumen Haupt ſteigt tagwärts aus dem Staube,
Mein Haupt allein liegt ew'ger Nacht zum Raube.

Keine Klage kann bitterer, kein Jammer tiefer und inniger empfunden und ausgedrückt ſein, als dieſe Worte eines perſiſchen Grabſteines, denen zur vollen Schöne der ägyptiſche Schluß fehlt: Gerade weil der Frühling wiederkehrt, darum werde auch ich wiederkehren!

Als ich unter den Steinen eines orientaliſchen Leichenackers nach den Stimmen der unter meinen Füßen beſtatteten Menſchen forſchte, rief mir eine Tafel in ähnlicher Weiſe, nur in etwas verſchiedener Auffaſſung, die Klage um

das theure Leben zu, und ich citire die persischen Verse in deutscher Uebersetzung um so lieber, als sie ein helleres Licht auf den ganzen Charakter des in vielen Beziehungen so merkwürdigen, als indogermanisch, mit uns Deutschen verwandten persischen Volkes werfen:

„O Jammer, daß die Seele
Aus diesem Körper zog,
Die trunkne Philomele
Aus ihrem Haine flog!
Ihr Freunde und ihr Brüder,
Gedenkt bisweilen mein,
Niemals kehr' ich ja wieder
Von dieser Reise heim.

Die redenden Steine sind die redenden Menschen selber. Aus ihren Worten athmet der Geist und das Gemüth des einzelnen Menschen, wie ganzer Völker! Wenn es mir, mit Bezug hierauf, gestattet sein mag, zum guten Schluß meinem Vaterlandsstolz Rechnung zu tragen, so hat Preußens Heldenkönig, der große Friedrich, auch in den steinernen Stimmen aus seiner Zeit epigraphische Vollendung erreicht, welche die Macht und die Schärfe seines Geistes in ihrer ganzen Größe documentiren. Giebt es eine schönere Inschrift für eine öffentliche Bibliothek, als die kurzen Worte an der Königlichen Bibliothek zu Berlin: Nutrimentum spiritus „Nahrung des Geistes", und können andere Worte — und wären sie ellenlang und voller Pomp — den invaliden Krieger edler und höher ehren, als die an der stei-

nernen Tafel, welche ſich über der Thür zum Eingang des Invalidenhauſes zu Berlin befindet und dem Wanderer, der vorüberzieht oder eintritt, mit Würde und Heldenſtolz zuruft:

Laeso et invicto militi

„dem verwundeten und unbeſiegten Krieger.“

Germanen und Perſer.

Friedrich von Schack, der geiſtvolle Ueberſetzer des poetiſchen Königsliedes von Firduſi, ſchließt mit folgenden ebenſo ſchönen als wahren und tiefempfundenen Worten ſeine vortreffliche Einleitung in das iraniſche Epos des unſterblichen Dichters der Smahnacheh.

„Firduſi iſt nicht allein der größte Dichter des Orients, ſondern auch der klarſte, einfachſte und beſonnenſte, derjenige, der die meiſte Verwandtſchaft mit dem abendländiſchen Geiſte zeigt. Die Deutſchen vor Allen ſollten ihn als ihren Stammesgenoſſen willkommen heißen und das durch ihn neugeſchaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal ihrer eigenen Urzeit begrüßen. Denn aus den mittelaſiatiſchen Hochländern an den Dſchihunquellen, wohin die älteſten Spuren dieſes Epos zurückführen, ſind

nach den unumſtößlichen Reſultaten der neueren Forſchung, gleich den Perſern, auch die Urväter der Germanen herabgeſtiegen, und wie die Sprachen dieſer Völker ihre Entſtehung aus gemeinſamer Quelle noch deutlich verrathen, ſo athmet auch ein verwandter Geiſt in den iraniſchen und den älteſten deutſchen Heldenliedern; den heroiſchen Sinn, die geſunde Kraft, den Adel der Sitte und die Innigkeit des Gefühls, die ſich auf ſchlichte, keuſche Weiſe in den Nibelungen und der Gudrun ausſprechen, wird man, freilich mit dem höheren Pomp des Orients bekleidet, auch in dem iraniſchen Epos wiederfinden."

Indem ich dieſen Schlußſtein als Grundſtein zu dem Bau übertrage, den ich vor dieſer Verſammlung im Geiſte aufzuführen gedenke, erwächſt mir zugleich Erfüllung des Wunſches, leicht und verſtändlich die Schwierigkeit zu überwinden, welche in der allgemein gehaltenen Bezeichnung meines Vortrags dadurch entgegentritt, daß „Germanen und Perſer" zu viel oder zu wenig verſprechend, entweder anziehen und enttäuſchen oder zurückſchrecken und vielleicht dennoch befriedigen.

Die übrigen Werkſtücke, welche das Gebäude aufführen helfen, hole ich aus der Nähe und aus weiter Ferne her. Die erſteren, von edlem Urſprunge, ſind Ehrengaben deutſcher Männer, welche mit Bohr und mit Meißel, mit Scharfſinn und Wiſſen ausgerüſtet, in den tiefen Schacht der Urzeit hinabgeſtiegen ſind und aus dem verborgenen Grabe die köſtlichſten Steine zu Tage gebracht und zu dem

allgemeinen großen Bau der Wissenschaft herbeigetragen haben. Was die Meister der geistigen Erkenntniß hier in der vaterländischen Welt der Gesittung ans Licht gefördert haben, darf weder seinem Umfange, noch seiner Vollendung nach verglichen werden mit dem geringen und leichten Baustoff, den mir des Schicksals Fügung gestattete, aus dem fernen Persien, aus der Welt versunkener alter Größe und Herrlichkeit und von dem Schauplatz der heutigen iranischen sittenlosen Zustände und vermessenen Ueberhebung, als bescheidener Handlanger nach der geliebten deutschen Heimath sorgsam zu tragen.

Eine Wiege der Kindheit, eine Urheimath umfaßt die Völkergruppen, welche, heutigen Tages weithin zerstreut auf räumlich großen Ländergebieten lebend, von der Wissenschaft als Indogermanen in die Urzeiten der Geschichte eingeführt sind. Das was in früheren Zeiten kein menschliches Ahnen vorauszusehen vermochte, hat gegenwärtig eine so sichere geschichtliche Berechtigung erlangt, daß jeder Zweifel daran nur mit Unwissenheit entschuldigt werden darf. Da, wo die leitende Hand der Geschichte durch die dunklen unermeßlichen Räume der ältesten Vorzeit aufhört, Führer und Leiter zu sein, da wo die geschichtliche Zahl im Nebelgrund grauer Sage verschwindet, hat die sprachvergleichende Wissenschaft den entschlüpften Faden der Ariadne mit kühnem Griffe aufgenommen und von dem Zusammenhang der Sprachen, nicht nach dem Gleichklang der geschriebenen und gesprochenen Wörter und Bildungsformen, sondern nach unumstößlichen

Geſetzen des wechſelnden Lautes näher beſtimmt, auf den Zuſammenhang der Völker bis zu ihrer Urheimath hin ſcharfſinnig geſchloſſen. Die Inder, ſo lehrt es heute die Wiſſenſchaft, die Iranier, zu ihnen der Perſerſtamm gehörend, die Slawen, die Griechen und Römer, die räthſelhaften Kelten und endlich die Deutſchen ſind Kinder einer Urmutter und reichen ſich als gerechte Stammverwandte brüderlich die Hand. Urſprünglich eine gemeinſame Heimath des indogermaniſchen Sprach-Edens, in den wald- und weidereichen Landſchaften Hochaſiens theilend, haben ſie ſich nach und nach von einander getrennt, wie ſie die Wanderungsluſt, die einen hierhin, die anderen dorthin, nach allen Weltgegenden auseinandertrieb. Kein Denkmal der Geſchichte hat die Erinnerung daran bewahrt, nur die Vergleichung ihrer Sprachen wirft in der Gemeinſamkeit uralter Stämme und Wurzeln für gleiche Begriffe ungeahnte Lichtblicke in jene zur Geſittung und Ordnung ringende und ſtrebende Vorzeit des Menſchenthums.

Die Familie in ihrer weiten Verzweigung und Verſchwägerung, ſo lehrt es die heutige Forſchung, bildete die Grundlage eines ſtaatlichen Zuſammenlebens, das ſich bereits weit über patriarchaliſche Urzuſtände herausgearbeitet hatte. An der Spitze der kleinen Gemeinden ſtanden Herrſcher, für welche man Bezeichnungen gewählt hatte, die dem Hirtenleben entlehnt waren, in welchem der Hüter der Heerde ein Beſchützer wird, oder die ſich auf körperliche Stärke und auf äußeren Glanz bezogen. Die Einen zogen mit

ihren Heerden, unter denen die verschiedenen Bezeichnungen für die Exemplare des Rindvieh-, Pferde-, Schaf-, Ziegen- und Schweinegeschlechtes durch gemeinsame Wurzel nachgewiesen sind, auf wonnigen Weiden und auf den waldigen schattenreichen Bergen einher, wobei nach Hirtenweise der Karren und Wagen das Haus vertrat, und hafteten mit dem Fuße an dem Boden, der ihnen besonders gefiel. Die Anderen, fleißige Ackerbauer, pflügten und bestellten das fruchtbare Land mit einfachen Werkzeugen, vor allen mit dem stamm- und begriffsverwandten Pfluge, welcher wie das Schiff die feuchte Fluth, so die Erdscholle zerspaltet, säeten und ernteten das Getreide, zerrieben es auf der Handmühle zu Mehl und buken sich daraus ihr tägliches Brod. Die Wohnungen und Gehöfte, durch Thüren verschlossen, wuchsen allmählig zu Dörfern und Städten an. Die Mäuse hatten ein gutes Spiel in diesen Urzeiten des Menschengeschlechtes, da, wie es scheint, die Katze noch nicht gezähmt war, während der Hund bereits ein Freund der menschlichen Nachbarschaft geworden war. Unter dem Geflügel hatte die altheilige Gans, die Ente und die Taube den Muth, sich unter den Schutz des Herrn der Schöpfung zu begeben, der damals wie noch heute von Wespen, Mücken und Fliegen in sommerlicher Hitze geplagt war. Der fremde Ankömmling, mit Thieropfern bewirthet, wurde bei seinem Erscheinen noch als Feind betrachtet, und die Feindschaft unter den Menschen äußerte sich durch den Raub der Viehheerden. Die Gottheit, von den Persern und Deutschen durch eine gemeinsame

Wurzel (Khuda — Gott) bezeichnet, wurde in Hainen verehrt. Nach den Benennungen derſelben bei den verſchiedenen Völkern der indogermaniſchen Sprachfamilie zu ſchließen, ſcheint eine beſtimmtere, auch lautlich begründete Auffaſſung des höchſten Weſens ſich erſt nach der Trennung von den gemeinſamen Urſitzen entwickelt zu haben.*) Das Schreiben war nicht die Sache der alten Indogermanen und die Schreibekunſt ihnen weder überliefert, noch von ihnen erfunden und gebraucht. Die Ausdrücke in den verſchiedenen indogermaniſchen Sprachen, welche ſich auf die Schrift beziehen, weichen daher alle von einander ab.**) Nur eine ſehr entfernte äußerliche Aehnlichkeit bieten ſpäter nach der Völkertrennung die eingeritzten altdeutſchen Runen mit der in Stein eingegrabenen iraniſchen Keilſchrift dar. Was der Nachwelt und den kommenden Geſchlechtern überliefert werden ſollte, geſchah mit Hülfe des Gedächtniſſes und wahrſcheinlich viel genauer und eindringlicher, als es in unſerer ſchreibſeligen Zeit der Fall iſt.

Die großen Auswanderungen aus der Wiege der Urheimath, zu welchen unbekannte Urſachen die einzelnen Völker des indogermaniſchen Sprachſtammes, am frühſten, wie es ſcheint, den ioniſch-griechiſchen Zweig, veranlaßten, zerſtörten mit einem

---

*) S. die Beweiſe in Prof. Kuhn's vortrefflicher Abhandlung: „Zur älteſten Geſchichte der indogermaniſchen Völker" in den indiſchen Studien, Heft III., Berlin, 1850. S. 321 ff.

**) Vergl. Spiegel „Studien über das Zendaveſta" in der Zeitſchrift der deutſchen morgenländ. Geſellſch. Bd. IX. S. 179.

Schlage das friedliche Bild des gemeinsamen Familienverkehrs der indogermanischen Völkergruppen. Am nächsten ihrem alten Ursitze blieben Perser und Inder, am weitesten von ihnen entfernte sich der deutsche und keltische Stamm. Was die Auswanderer neben ihrem vergänglichen Eigenthum aus der Wiege ihrer Kindheit in die Fremde mit sich nahmen, war nächst der Sprache die Erinnerung uralter gemeinsamer Sage und die heimische Sitte und Gewohnheit. Unter den Einflüssen der Bodengestaltung, mehr oder weniger einen regen Völkerverkehr begünstigend, bis zu den Wohnsitzen an den Küstensäumen des Meeres hin, welches zu allen Zeiten der Verbreitung der Kultur so förderlich gewesen ist; unter dem veränderten Himmel, dessen mildes oder rauhes Klima die allgemeine Gesittung zu heben oder zu erschweren vermag, haben sich die Indogermanen in ihrer Weise zu geschichtlichen Größen entwickelt und sind im eigentlichen Sinne des Wortes die Träger der Kultur und der das Menschenthum veredelnden Sitte geworden. Sie haben in dem vielgegliederten Festlande Europa's, unter der erwärmenden Sonne des nördlichen Himmels eine Höhe erreicht, die, ein glanzvoller Punkt, nimmer aufhört, ihre wohlthätigen Strahlen nach allen Richtungen des geistigen Verkehres hin segensreich wirken zu lassen.

Nachdem Jahrtausende vergangen sind, nachdem das Leben der Völker von den mannichfachsten Schicksalen heimgesucht ward, in seiner Entwicklung bald gefördert durch geistigen Austausch und veredelnde Wechselwirkungen in dem Streben nach Gesittung, bald in schädlicher Weise gehemmt und ge-

ſtört durch die Berührung mit feindlichen, rohen Maſſen muß es in der That einen eigenen Reiz gewähren, die Spuren ſorgſam zu verfolgen, welche ſich bis in die Gegenwart hin ſelbſt bei den Zweigen des germaniſchen Völkerſtammes, welche geographiſch durch große Räume von einander getrennt ſind, unbewußt und von der großen Menge unerkannt, als treu bewahrtes Erbtheil der uralten Heimath, in Sage, Sitte, Gewohnheiten und Anſichten erhalten haben. Sehen wir zu, was und wie die Perſer, was und wie die Deutſchen durch Jahrtauſende an ſolchen Erinnerungen an die Urzeit treulichſt bewahrt haben.

Firduſi, der unſterbliche Dichter des Königsliedes, hat ſich für ewige Zeiten den Dank erworben, die alten iraniſchen Sagen, von Geſchlecht zu Geſchlecht mündlich überliefert, ſorgfältig geſammelt und wie Blumen zu einem ſchönen dichteriſchen Kranze verbunden zu haben. Sie verſetzen uns in den Mittelpunkt der frühſten Menſchengeſchichte, in die Landſchaften um den hohen ſchneebedeckten Hindukuh. Von hier aus waren die Iranier, die Stammväter der Perſer in die Landſchaften Baktriens und die angrenzenden Gebiete herniedergeſtiegen, dem Feuer, der Sonne, dem Monde, der Erde und dem Waſſer mit göttlicher Verehrung huldigend und Alles unter zwei Urweſen unterordnend, deren eines, rein und heilig, das Reich des Lichtes, das andere, unrein und böſe, das Reich der Finſterniß beherrſchte, getrennt von einander, wie in der deutſchen Sage der heilige Tag und die dunkle Nacht. Auf den Berghöhen

und auf künſtlichen Hügeln in den Ebenen zündeten die frommen Iranier dem lichtreinen Gotte Auramazda die Opferflamme auf dem Sonnentiſche an und verfolgten mit Haß und Feindſchaft die Diener des Ahriman, welche in den wolken- und nebelgetrübten Landſchaften Turan's, jenſeits des Oxus, dem Aufenthalte böſer Geiſter und Geſpenſter, als Wandervölker unſtät umherſchweiften. Als mohamedaniſchem Perſer war es Firduſi nicht geſtattet, die Glaubenslehren Zoroaſters, des Reformators des alten Feuerdienſtes, näher zu berühren. Die ſchriftlich überlieferten Bücher, welche die zoroaſtriſche Lehre enthalten, beſtätigen indeß und erweitern die von Firduſi behandelten Sagen und weiſen in ihrer ausführlichen Entwicklung auf einen engen Zuſammenhang mit der indiſchen Götterlehre hin.

Die Verehrung der Sonne und des Feuers hat, merkwürdig genug, ſelbſt unter der mohamedaniſchen Bevölkerung Perſiens, ſich bis auf den heutigen Tag hin in ſo deutlichen Spuren erhalten, daß das größte Feſt des perſiſchen Jahres beiden zu Ehren in alt herkömmlicher Weiſe gefeiert wird. Sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt und mit dieſem Augenblick der Frühling beginnt, zeigt ſich der Schah von Perſien, umgeben von den Großen des Reichs, in morgenländiſcher Pracht und Herrlichkeit dem Volke Irans. Zu gleicher Zeit lodern aller Orten Freudenfeuer auf; in den Bazaren leuchten wie mit einem Zauberſchlage auf einem Male Kerzen und Lampen in hellem Lichtglanz. Dieſe uralte Sitte, welche bis auf ihren Stifter, den fabel-

haften König Dſchemſchid zurückgeführt wird, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem altdeutſchen Nothfeuer, welches an gewiſſen wiederkehrenden Jahrestagen, vor allen am Oſtern- und Johannistage, angezündet wurde. Im nördlichen Deutſchland bezeichnet das Oſterfeuer das Feſt des Frühjahrs, entſprechend der eben beſchriebenen perſiſchen Nauruz-Feier; im ſüdlichen: das Johannisfeuer die Sonnenwende. Ein mit brennbaren Stoffen bedecktes Rad vertritt bei dieſer Gelegenheit offenbar das Bild der Sonne. Das Antlitz der deutſchen „Frau Sonne" findet in allen Theilen Perſiens ſein Schweſterbild wieder. Moſcheen, Paläſte, die Wohnungen der Perſer ſind mit einem runden Frauengeſicht, umgeben von einem Strahlenglanze, geſchmückt und ſelbſt in dem perſiſchen Wappen taucht das lachende Antlitz der Frau Sonne über dem Bilde des ſchreitenden Löwen hervor. Auch pflegen Deutſche und Perſer die gemeinſame Anſchauung vom Sonnenſchilde zu theilen.

Wie in Uebereinſtimmung beide Völker dem Feuer huldigen, mögen folgende Beiſpiele bezeugen. Als belebtes Weſen erſcheint den Deutſchen unter Anderem das Feuer in dem bekannten rothen Hahn, der von Haus zu Haus fliegt, den Perſern in einem Opfer, das ſie ihm jeweilig darbringen, wie z. B. am Demavend, um allzuſtarke Regengüſſe abzuwenden, wobei ſie Ziegenmilch in das Feuer gießen. Aus derſelben Verehrung geht bei den Perſern die Sitte hervor, niemals in das Feuer zu ſpeien noch einen Fluch gegen das Feuer auszuſtoßen.

Wie die Iranier noch gegenwärtig dem ſtrahlenden Glanze des Lichtes beſonders gewogen ſind, mag ferner der auffallende Umſtand beſtätigen, daß ſie große Verſammlungen und fröhliche Feſte auch äußerlich durch reichliche Aufſteckung brennender Lichter zu verherrlichen ſuchen, ohne im Stande zu ſein, einen Grund für die altübererbte Vorliebe zur Flamme und zum Lichte anzugeben. Das brennende Licht ſpielt auch bei den Deutſchen älterer und jüngerer Zeit eine nicht unbedeutende Rolle.

Man opferte den Quellen in der Weiſe, daß man Lichter anzündete und man ſoll einer abergläubiſchen Vorſchrift zufolge zu Weihnachten mit Lichtern in den Brunnen ſchauen. Brennende Lichter pflegen die Perſer auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen zu laſſen.

Noch enger in den Kreis gemeinſamer Verwandtſchaft führt die bekannte Feuerprobe, welche im deutſchen Mittelalter einen ſo bedeutenden Umfang erreicht hatte und in ſchwierigen Rechtsfällen angewendet wurde, um die Wahrheit gleichſam mit Gottes Hülfe ſichtlich vor Augen zu ſtellen. Ganz in ähnlicher Weiſe überließen es die Perſer in vielen Fällen dem Gottesurtheile, die Wahrheit unverkennbar zu ermitteln. Als Kaikawus nicht weiß, ob bei einem Liebeshandel, in Weiſe der Phädra, ſeine Gattin Sudabe oder ſein Sohn Sijawuſch der ſchuldige Theil ſei, befiehlt er ſeinem Sohne durch eine mächtige Gluth hindurch zu reiten. Auf ſchwarzem Roſſe ſitzend, mit goldenem Helm und

weißem Gewande bekleidet, ſprengt dieſer durch die praſſelnden Flammenzungen und

Sieh da!
Sieh! aus dem Feuer tritt der junge Schah!
So Roß als Reiter waren unverbrannt,
Wie eine Lilie weiß war ſein Gewand!
Nicht feucht geworden war er in dem Meere
Und wenn er auch hindurch geſchwommen wäre.
Denn unverſehrt bleibt der, den Gott behütet,
Ob Feuer oder Waſſer um ihn wüthet. (409).

Das Band gleicher Anſchauung und gleicher Auffaſſung des menſchlich Edlen ſchlingt ſich am ſchönſten in wunderbarem Dufte der Poeſie um Deutſche und Perſer, wo das Heldenthum in den Vordergrund tritt und der Dichter es unternimmt, die kühnen Recken der mythiſchen Vorzeit in ihrem Weſen und in ihren Werken, getreu uralter Ueberlieferung, der ſpäten Nachwelt zu ſchildern. Die Sage, welche bei den Iraniern bereits eine abgerundete Vollendung erreicht hat, wo bei den Deutſchen die Erinnerung an die alte verſchollene Götterwelt und an ein mächtiges Heldengeſchlecht der Vergangenheit im erſten Frühroth dichteriſcher Bearbeitung zu dämmern beginnt, hat treu und durchſichtig oft bis zu überraſchenden Einzelnheiten hin zwiſchen den beiden Völkern die verwiſchten Züge frühzeitiger Verwandtſchaft erhalten. Von edler Abſtammung und urkräftig wie die altdeutſchen Helden, durch ihre erhabene Größe und Stärke, durch ihre Thaten, welche der Tugend und dem Lichte dienen, das Böſe und die Finſterniß verfolgen und ausrotten, erſcheinen die perſiſchen Helden in

Vater und Sohn wie göttliche Abbilder, aber unzertrennbar von dem rein Menschlichen, welches sich in den Empfindungen der Freude und des Schmerzes am klarsten und am durchsichtigsten auszudrücken pflegt. Die Gestalt der deutschen Helden ist ungeheuer, oft sogar mehrhändig und mehrarmig, darin an die wunderliche Formenwelt der indischen Sagenkreise erinnernd. Die persischen Helden, ihnen in der übermenschlichen riesigen Gestalt und in der unbändigen Kraft ähnlich, stehen dem gewöhnlichem Menschenthum durch den Mangel vermehrter Gliedmaßen viel näher. Die deutschen Helden erblicken gewöhnlich vor der Zeit das Licht der Welt, wie Tristan, und entwickeln, kaum erst Knaben eine Heldenkraft, die alle Welt in Staunen setzt. Der persische Recke Rustem, um dessen Namen sich ein poetisch unendlich-schöner Sagenkreis schlingt, erblickt das Tageslicht, nachdem ihn seine Mutter Rudabe kaum vier Monate lang unter ihrem Herzen getragen hat. Zehn Ammen müssen das Riesenkind säugen. Ein Knabe von acht Jahren verlangt er bereits nach Helm und Schwert und tödtet in diesem zarten Alter einen wüthenden Elephanten, der es wagt, gegen ihn anzurennen.

Oft ist es bei den deutschen und in den damit verwandten Sagen ein Zeichen der Heldenschaft, daß die künftigen Recken ausgesetzt und von Thieren gesäugt und von Vögeln gefüttert werden. Nicht anders bei den Persern. Der Heldenkönig Feridûn, welcher, dreizehn Jahr alt, den Tyrannen

Zohak überwand und in der Demawend fesselte, wird von einer Kuh gesäugt.

In der herrlichen Sage von Sam und Sal, läßt der Held Sam sein neugeborenes schönes Kind Sal, nur entstellt durch weißes Haar, dieses Fehlers halber aussetzen. An dem Fuße des Alburs, auf dessen „Gipfel, den kein Mensch erschaut, sich die Simurg ihr Wunderneſt gebaut," erblickt der wunderbare Riesenvogel den jammernden, hülflos daliegenden Säugling, trägt ihn zu ihrem Neſte und ernährt ihn in Gemeinschaft mit ihren Jungen.

Wie die Helden der deutschen Sagenkreise nicht selten in der Blüthe ihres Lebens dahingerafft worden, — ich habe nur nöthig, an Siegfried zu erinnern, — andere wiederum ein hohes übermenschliches Alter erreichen: so hat auch die persische Sage ihren Helden entweder ein sehr kurzes Daſein zugemessen oder im Gegentheil sie durch ein langes segens- und thatenreiches Leben beglückt. Ruſtem's Sohn, der herrliche Pehlewanen-Sproß Sohrab, ist erst vierzehnjährig, als er bereits die größten Heldenthaten vollbringt und sogar, ohne es zu ahnen, den eigenen Vater zum Kampfe herausfordert. Nach männlichem, lange unentschiedenem Ringen unterliegt er und der Vater taucht den blanken Mordstahl in die Brust des jungen Helden. In einem wunderbaren Gegensatze dazu steht das Lebensalter anderer Helden und Könige, wie vor allen das des Dschemschid, des Königs im goldenen Zeitalter, den die Sage nicht weniger als siebenhundert volle Jahre regieren läßt.

Kluge Pferde sind ein wahrer Schatz und die treuen

Begleiter unſerer Helden; Rolant's getreues Roß Bajart, das noch im Ardennenwalde leben ſoll, wo man es alljährlich auf Johannistag wiehern hört, hat einen edlen Genoſſen in Ruſtem's Pferde Reckſch, d. h. Blitz, das ſeinen ſchlummernden Herrn ſelbſt gegen Löwen und Drachen zu ſchützen ſucht, und Biſchen's kluges Roß, Schäbring, ſteht ebenbürtig den edlen deutſchen Thieren gegenüber. Die Helden unterhalten ſich mit ihren treuen vierbeinigen Kumpanen, die ſich, wie ihre Herren, in gleicher Weiſe durch rieſige Größe und Kraft auszeichnen.

Die deutſchen Helden, welche die Tugend und Unſchuld beſchützten und das Böſe in allen Formen von der Welt zu vertilgen ſuchten, huldigten nebenbei den Freuden der Minne, des Liedes, des heiteren Mahles und des luſtig kreiſenden Bechers. Und wahrlich, ſie beſiegen in keiner Weiſe auch hierin die perſiſchen Pehlewanen. Wenn Ruſtem zechte, da dauerte das Gelage tagelang; ſelbſt die Nacht blieb nicht verſchont. Da dachte er nicht an Kampfgewühl und Schlachten, ſondern an Weingenuß und Zechen, derweil vom Sängermunde das Lied erſcholl und roſenlippige, lilienwangige, feengleiche Mädchen die Heldenſchaar durch ihren Anblick und ihre Nähe entzückten.

Denn auch die holde Minne und die Verehrung ſchöner tugendreiner Frauen iſt ein Zug, der Perſer und Germanen gleich auszeichnet. Der deutſchen Frauen Ruhm iſt alle Zeit hoch und werth gehalten; bezeichnet ja doch ihr Name Frau Frouwâ, Frowâ urſprünglich und im-

mer noch die Herrin, vor Allem die göttliche Herrin Freya, die deutsche Göttin der Liebe. Die altpersische Sage hat vielfache Züge uralter Frauenverehrung aufzuweisen und das Gedicht von Bischen's und Menische's herzinniger Liebe ist ein zartes, rührendes Bild altpersischer reinster Minne. Die persische Feenwelt ist mit wunderbar herrlichen Peri's geschmückt, mit deren Schönheit nicht selten die erdgeborenen Frauen wetteifern. Trotz Schleier und Harem behauptet noch heutigen Tages die persische Frau eine Stellung, welche die der übrigen mohamedanischen Glaubensgenossin bei Weitem überragt. Das alt indogermanische Blut verläugnet sich darin nicht. Durch große Schönheit ausgezeichnet, oft sogar durch Bildung und Anmuth hervorleuchtend, ist es vorzugsweise die Frauenwelt, welche dem Dichter und Sänger begeisterungsvolle Stoffe leiht.

So treu wie die Germanen seit ihrem Abzug von den Gebieten des Hindukusch uns alte, fast nebelhafte Erinnerungen an die Helden und Frauengestalten bewahrt haben, so getreulich haben sie das Angedenken an eine Welt voll Wunder und böser Einflüsse, an die Welt der Riesen und Geister aus ihrer Erinnernng nie verwischen können. Wenn irgend in anderen Beziehungen, so ist Persien vor allen als die fruchtbare Wiege der überirdischen schädlichen Geisterwelt anzusehen, die bis auf den gegenwärtigen Augenblick die Einbildungskraft der Iranier in auffallender Weise zu erregen und zu beschäftigen im Stande ist.

Das unbekannte Riesenland, wo nach deutschen Vor-

ſtellungen ein ungeſchlachtes Volk von Rieſen auf Felſen und Bergen hauſt, iſt in Perſien nach uralter Ueberlieferung die fruchtbare, faſt tropiſch üppige Landſchaft Mazenderan, im Süden des Kaſpiſchen Meeres und zwiſchen dieſem und der ſteilen Kette des Elbrus gelegen:

„Arggeſinnte Diwe hauſen dort;
Es iſt ein Zauberei bewachter Hort,
Das Schwert iſt dort vergebens angewandt,
Und nichts vermögen Schätze und Verſtand.“

Die Rieſen und Geiſter, welche den Namen der Diw führen, und ein ganzes Geſchlecht und Volk böſer, der Finſterniß ergebener Diener des Ahriman liegen in finſteren Höhlen mit

„einem Leib von Berggeſtalt,
Der rieſ'ge Körper füllt der Höhle Spalt —
Das Antlitz ſchwarz, der Nacken löwenmähnig
Es ſcheint der Erde Raum für ihn zu wenig.“ (245)

Sie reißen rieſengroße Bäume aus der Erde, werfen mit ganzen Felſenſtücken und verſperren durch Drachen, Zauberer und Geiſter den Zugang. Berge und Ströme, von Geiſterrotten bewacht, hemmen den Weg zu den finſteren Höhlen, in denen die großen Diwe im Reiche ewiger Finſterniß weilen. Sie haſſen das Tageslicht, ſchlafen deshalb am tiefſten, wenn die Sonne des Mittags am höchſten ſteht, am hellſten ſcheint. Sie verwandeln ſich in Thiere und Felſen und nehmen ſchreckensvolle Geſtaltungen an, um den kühnen Ankämpfer mit Entſetzen und Grauen zu erfüllen, der es wagt, in ihr Bereich zu treten. Sie verſchwinden plötzlich, erſcheinen aber gleich wieder, um den Getäuſchten mit ſich fort in die Lüfte zu führen und auf die Erde oder

in das Meer aus ſteiler Höhe zu werfen. — Kaum habe ich nöthig, der perſiſchen Diwenwelt das deutſche Reich ſchreckensvoller Rieſen und Geiſter in genauerer Beſchreibung gegenüberzuſtellen. Zug um Zug entſprechen ſich die Auffaſſungen beider Völker in der auffallendſten Weiſe, als ob eine Urquelle die Vorſtellungen über die unheimliche Welt der böſen Geiſter genährt hätte. Wenn Bildung und Geſittung heutzutage auf deutſcher Erde die alten Vorſtellungen von dem Vorhandenſein und dem böſen Wirken geiſterhafter Weſen in den Hintergrund der Märchenliteratur und des Aberglaubens zurückgedrängt hat, ſo iſt das alte indogermaniſche Erbtheil auf dem iraniſchen Boden noch ſo wenig in ſeinen Erinnerungen daran erloſchen, daß ein Gang durch jede perſiſche Stadt ſofort den Beweis liefert, wie ſehr ſich der alte Glaube an die Diwe noch bei dem heutigen iraniſchen Geſchlechte erhalten hat. Die Paläſte der Könige, die Bäder, die Bazare und andere auffallende Baulichkeiten in den Städten, wie Teheran, Isfahan, Schiraz ſind mit einer Fülle wunderbarer Bilder geſchmückt, welche die ſagenhaften Erzeugniſſe altersgrauer Vorſtellungen in ſichtbarſter Weiſe behandeln und dem erſtaunten Fremden vor Augen führen.

Da ſieht man die Diwe mit einer zottigen Haut, die in einen Thierſchwanz endet, mit feurigen Augen, mit Eberzähnen, mit Hörnern auf dem Kopfe und mit langen Fangkrallen an Händen und Füßen, wie ſie dem Helden dräuen, welcher es, wie Ruſtem wagt, ſich mit ihnen in den gefährlichſten Kampf einzulaſſen.

Als den Hauptsitz aller Unholde und Geister, als den Blocksberg ihres Landes, betrachten die Perser seit Jahrhunderten den erloschenen, beinahe 21,000 Fuß hohen vulkanischen Berg Demawend, vier Tagereisen in nordöstlicher Richtung von Teheran entfernt, von dessen schneebedeckten Gipfel bei heiterem Wetter eine herrliche Aussicht über das Geisterland Mazenderan bis zu dem Küstensaum des Kaspischen Meeres hin gestattet ist.

Nach dem Sturz des übermüthig gewordenen Königs Dschemschid, so erzählt die Sage, setzten die mißvergnügten Iranier den arabischen König Zohak als Herren ihres Landes ein.

Der böse Geist hatte mit diesem ein Bündniß geschlossen und ihm Ruhmesglanz und irdische Macht verheißen.

Zohak ermordete mit seiner Hülfe zuerst seinen eigenen Vater und setzte sich die Krone Arabiens auf's Haupt.

Der Böse hatte sich darauf in einen schönen Jüngling verwandelt, trat als Koch in die Dienste Zohaks, nährte ihn mit Blut, und erwarb sich durch seine köstlichen Gerichte das Wohlwollen Zohaks.

Als Lohn forderte er die Erlaubniß, die Schultern seines königlichen Herren küssen zu dürfen, doch kaum war dies geschehen, so erhoben sich urplötzlich zwei schwarze Schlangen aus den Stellen des Kusses, die keine menschliche Kunst, kein Arzt und kein Zauberer zu beseitigen vermochte.

Der Böse, welcher die Gestalt eines Arztes angenommen hatte, räth nun, die beiden Schlangen mit Menschenhirn

zu füttern, in der teufliſchen Abſicht, dadurch allmälig die Welt zu entvölkern.

Dies geſchieht 1000 Jahre hindurch (ſo lange regierte Zohak über Iran), alltäglich werden zwei Menſchen den Schlangen geopfert, bis endlich der junge 16jährige Held Feridûn erſcheint.

Im Verein mit dem tapferen Schmidt Kawe, dem bereits der ſiebenzehnte Sohn als Schlangenfutter genommen werden ſoll und der das Volk Irans zum Sturze des Tyrannen aufgewiegelt hatte, beginnt Feridûn, gegen alle Zauberei gefeit, den Befreiungskampf; er überwindet Zohak und wirft ihn in eine unterirdiſche Höhle des Demawend, wo er ihn in grauenvoller Tiefe an den Felſen anſchmiedete.

Hier tobt und rumort der unbändige König, nach den Ausſagen der Anwohner des Demawend, noch heutigen Tages und ſtößt einen ſtinkenden Dampf aus, der ſich ſichtbar durch den Schlot der Schwefelhöhle oben am Kegel des Demawend einen Ausweg ſucht.

Wie der im Innern des Berges eingeſchloſſene Zohak lebhaft an die verzauberten Rieſen der Deutſchen erinnert, welche im Innern der Berge meiſt auf beſſere Zeiten hoffen und ihrer endlichen Erlöſung harren, ſo tritt auch in anderer Beziehung der Demawend den deutſchen Hexenbergen näher. Ferner nämlich behauptet die perſiſche Volksſage, daß der Demawend der Verſammlungsort aller Zauberer und Geiſter ſei, die König Salomon, ein ſemitiſcher Beigeſchmack, dorthin verbannt habe. Alljährlich einmal wird in der be-

nachbarten und mit dem Berge gleichnamigen Stadt Demawend ein Fest gefeiert, wobei Alt und Jung auf Pferden und Maulthieren in wildem Getümmel umherreitet und auf den Dächern der Häuser Feuerbrände angezündet werden. Die altdeutschen Hexenritte und Hexenfeuer bieten auch damit eine auffallende und merkwürdige Uebereinstimmung dar.

Wie das Feuer, so hat auch das Wasser von uralten heidnischen Zeiten her bei den Deutschen und den Iraniern eine Verehrung genossen, deren Spuren sich bei den genannten Völkern ziemlich durchsichtig nachweisen lassen.

Schon lange vor dem Christenthum war es bei den Deutschen Sitte, die neugeborenen Kinder durch Besprengung mit Quellwasser zu heiligen.

Eine ähnliche Handlung ward nach der Lehre der persischen Mithra Mysterien vollzogen und wird noch heute von den Feueranbetern ausgeübt.

Tertullian kann seine Klage hierüber nicht unterdrücken, indem er die Meinung ausspricht, daß auch der Teufel einige als seine Gläubigen und Getreuen taufe, und ihnen Nachlaß der Vergehungen durch diese Waschung verspreche.

Wie die Deutschen an den Quellen zu beten pflegten und ihre Opfer darbrachten, so wenden noch heutigen Tages die Geber oder Feueranbeter, am Wasser stehend, ihre Hände mit stillem Gebete dem aufgehenden Tagesgestirn zu.

Tritt Jemand unter den Persern eine große Reise an, so wird hinter ihm bei seinem Ausgang aus dem Hause

Wasser gesprengt und ein Spiegel vorgehalten, wodurch man ihm Gesundheit und eine glückliche Reise anzuwünschen glaubt.

Wie man in Deutschland bei trockenen Jahren den Regen herabzubeschwören pflegte, so haben die Perser einen altheidnischen Gebrauch ganz gleicher Bedeutung seltsam genug erhalten. Tritt Regenmangel ein, so geht der Schah von Persien, begleitet von den Großen seines Reiches, barfuß zum Elburs, vollbringt hier einige uralte Ceremonien und beschwört den Regen.

Die Verehrung, welche die alten Deutschen den Wäldern und einigen heiligen Bäumen zollten, ist so bekannt und hat sich so sichtbar in einigen Sagen und Märchen erhalten, daß ich es fast mit der bloßen Erwähnung dieser alten Sitte genügen lassen darf.

Man sah in den Bäumen ein verpflanztes Leben und gab ihnen oftmals eine ehrende, an eine Persönlichkeit erinnernde Benennung und den Zusatz von Frau, wie Frau Esche, Frau Hasel u. s. w.

Einen solchen Baum oder Strauch abzuhauen, galt als gefährlich und oftmals rief der Baum dem Verwegenen zu: „wer mich umhaut, der stirbt."

Haut einer die Erle um, so blutet und weint sie und beginnt zu reden.

Einzelne Kräuter haben eine wunderbare Kraft: sie offenbaren Geheimnisse, lassen in die Zukunft sehen und verschaffen Gold und Reichthümer.

Wie die Deutſchen in dieſer Weiſe, ſo haben die Perſer eine nah verwandte Vorſtellung von dem geiſterhaften Leben und der Bedeutung mancher Bäume und Pflanzen.

Seitdem Zoroaſter die heilige Cypreſſe von Kiſchmer gepflanzt hat, ſcheint dieſer Baum der Freiheit, welche nach den Vorſtellungen der Morgenländer erſt im Jenſeit aufgeht, eine allgemein verbreitete Verehrung gefunden zu haben. Ueberall bis auf die Zeugmuſter hin erblickt man noch heutigen Tages das Bild der Cypreſſen.

Ferdoſi läßt das Leben des Helden Esfendiar an eine ferne Ulme im Lande Tſchin gebunden ſein; Ruſtem, der tapfere Pehlewane, bricht einen Zweig von dem Schickſalsbaume los, der ihn als gefeiter ſicherer Pfeil im Zweikampf gegen Esfendiar dient. Aus dem Blute des getödteten Sijawuſch ſproßt eine Pflanze empor, deren Blätter das Bildniß des Gemordeten an ſich trügen, die Pflanze Sijawuſchblut. Die anmuthige Vorſtellung, daß die entweichende Seele als Blume aufblühe, iſt der deutſchen Sage nicht unbekannt. Ein Kind trägt eine Roſenknospe heim, die ihm der Engel im Walde geſchenkt hat; als die Roſe erblüht, iſt das Kind todt. Aus dem Grabe Hingerichteter ſprießen weiße Lilien zum Zeichen ihrer Unſchuld und aus dem des Mädchens drei Lilien, die nur der Geliebte brechen darf. Offenbar enthalten ſolche Anſchauungen Erinnerungen an die Lehre von der Seelenwanderung, die bis in die Urzeit hinaufſteigt. An dem Berge von Khonßar, an der von mir paſſirten Straße nach Isfahan, wächſt ein krüppelig Kraut;

als ich einen Buſch erfaßte, um es genauer zu betrachten, riefen mir die perſiſchen Begleiter ängſtlich zu: „Brecht nicht die Pflanze, denn ſie vergießt Blut und Euer Leben würde dahin ſiechen.“

Den Reiſenden ſtößt oft auf ſeinen Pilgerfahrten durch die öden Landſchaften Perſiens der Anblick eines halb verdorrten Strauches auf, an deſſen Aeſten und Zweigen zahlloſe Fetzen von Kleidungsſtücken hängen. Auch das ſind heilige Sträucher; wer krank und elend iſt und vorüberzieht, reißt ein Stück ſeines Kleides ab, hängt es an den Baum auf, wobei er einen anderen Fetzen von demſelben einſteckt, in der Hoffnung, durch dieſe Handlung geſund zu werden. Auf dem Berge Elwend, hinter der Stadt Hamadan, wächſt ein Kraut, das alles Metall in Gold verwandelt, ein anderes Kraut, ſetzt Kupfer in Gold um. Wer es unvorſichtig pflückt, muß ſterben. Man müſſe deshalb Hunde abrichten, an einen Pfahl binden und ſo lange prügeln, bis ſie die Wurzel ausgegraben hätten. In ganz ähnlicher Weiſe bedient man ſich in der deutſchen Sage eines Hundes, um die Wurzel des Alraun zu erlangen, deren Ausgrabung für Menſchen unmittelbar den Tod nach ſich ziehe.

Gemeinſame Vorſtellungen, offenbar ausgegangen von den Anſichten über den Göttercultus und der den Göttern geweihten heiligen Thiere, theilen Germanen und Perſer über die Bedeutung gewiſſer Thiere und haben dieſelben in Sitte und Sage zum Theil klar und ſichtbar erhalten.

An die Spitze aller ſtelle ich das Pferd. Wie der

nordiſchen Mythologie zufolge das Pferd, vor allen das weiße, den höchſten Göttern geweiht war, wie man ſolche in dem Umkreis der Tempel unterhielt, ſie vor den Wagen der Götter ſpannte und gelegentlich aus ihrem Wiehern Weiſſagungen und Götterbotſchaft zu empfangen vermeinte, ſo haben auch die Perſer von jeher dieſem klugen, treuen und edlen Thiere eine beſondere Verehrung und Aufmerkſamkeit gezollt, und es iſt offenbar, daß unſere Altvorderen von der indogermaniſchen Urheimath, dem Stammlande des Pferdes, alte Erinnerungen mit nach der Heimath fortgeſchleppt haben. Weiße Roſſe von der edlen Raſſe des nyſäiſchen Pferdes zogen den Wagen der Sonne, als Xerxes mit dem geſammten perſiſchen Heere auf der Brücke, die Aſien mit Europa verband, über den Hellespont zog, und bekannt iſt die Geſchichte, wie Darius unter den ſechs Perſern durch das Wiehern ſeines Pferdes bei Sonnenaufgang auf den erledigten Thron Perſiens erhoben wurde.

Noch heutigen Tages haben die Perſer dieſen Kultus des Pferdes in auffälliger Weiſe bewahrt. Wer in einen Pferdeſtall flieht, und wäre es der größte Verbrecher und Uebelthäter, der iſt geſchützt gegen alle Verfolgung und ſo ſicher, als habe er ſeine Zuflucht zu einer Moſchee genommen oder ein Aſyl geſucht. Der Herr des Stalles muß ihn als heilig gehaltenen Gaſt betrachten, und darf ihn nicht den Händen der verfolgenden Gerechtigkeit überliefern. Und wie das Pferdehaupt nach uralten deutſchen Vorſtellungen gegen böſe Einflüſſe ſchützen ſoll, ſo hat auch bei den heutigen Perſern das

Anfassen eines Pferdekopfes eine Bedeutung, die mit der vorher beschriebenen Zufluchtsstätte zusammenfällt. Die Reihe altpersischer Eigennamen für Personen, welche mit asp d. h. Pferd zusammengesetzt sind, bezeugen zum Schlusse am besten, welchen besonderen Werth die Perser auf das Pferd und seinen Besitz legten.

Während von den alten Deutschen in gleicher Weise wie von den Persern die Hengste höher gestellt wurden, als die Stuten, hat merkwürdiger Weise bei beiden Völkern in Bezug auf den Kultus der Rinder das umgekehrte Verhältniß stattgefunden. Den wenigen, aber um so wichtigeren Stellen, in welchen von heiligen Kühen (Kuh, persisch gau) bei den Germanen die Rede ist, steht im Persischen die allgemein verbreitete Verehrung der Kühe gegenüber, die zu schlachten und zu verspeisen kein Perser sich unterstehen würde. Der mohammedanische Perser gibt als Grund hierfür einfach die schlimme Folge an, welche der Genuß des Kuhfleisches für Leben und Gesundheit nach sich ziehe; der feueranbetende Parsai erkennt nicht darin die Ursache, sondern erhebt sich über die gemeinsame Auslegung durch den Hinweis auf das religiöse Verbot in den Lehren seiner zoroastrischen heiligen Schriften.

Der Hund, der treue Freund des Menschen in allen Zonen der Erde, galt bei den Deutschen, wie noch heute bei den Persern, als unrein, daher schelten beide Völker mit seinem Namen. Andererseits legen sie ihm eine geistersichtige Macht bei; schwarze Hunde werden mit den bösen Geistern

und den Diwes in Verbindung gesetzt und ihr Geheul gilt als traurige Vorbedeutung. Wie den Pferden, so geben Germanen und Perser, bis auf den heutigen Tag hin, den Hunden bestimmte Namen und haben das Bestreben, sie in ihren Benennungen auf eine gewisse Weise auszuzeichnen.

Wie bei den Deutschen den geflügelten Arten unter den Thieren ein geheimnißvolles Wesen beigelegt wurde, — ich erinnere an den Schwan und die Schwanfrauen, an den Kukuk, welcher durch seinen Schrei die noch bevorstehenden Lebensjahre voraussagt, an die Frau Nachtigall der Minnesänger, an die lieblichen Märchen vom Zaunkönig, an die Schwalbe, deren Nest man nicht zerstören soll, an das vor Alters hochheilige Rothkehlchen und an die kluge Meise — so haben auch die Vögel bei den Persern zum großen Theil eine höhere Bedeutung in dem geheimnißvollen Leben der Thierwelt. Die Diwen oder Geister, die Vögel und die Peris oder Feen gehorchten dem uralten Dschemschid, dem Könige des goldenen Zeitalters, die Vögel reden eine eigene Sprache und der Papagei erzählt lange Geschichten. Die Ankunft der Schwalbe als Frühlingsbotin und der erste Gesang der Bülbül, der Nachtigall, sind als wichtige Ereignisse in dem persischen Kalender am 26. und am 30. März alljährlich angesetzt. Zwei weiße Falken mit goldenen Kronen auf den Häuptern verkünden Einem das nahe bevorstehende Königsthum. Von dem Wundervogel Semurg, der in seinem Riesennester, auf dem höchsten Gipfel des Elburs, dem Himmel nahe thront, habe ich vorher gesprochen. Seine

Federn ſind ein ſchätzbarer Talisman. Als der junge Held Sal ſie verläßt, ſpricht die Semurg zu ihm:

„Nimm eine meiner Federn mit Bedacht,
So bleibſt Du ſtets im Schatten meiner Macht,
Und wirſt Du jemals in Gefahr gerathen,
Erhebt ſich Feindſchaft wider Deine Thaten,
So wirf nur dieſe Feder in das Feuer,
Alsbald erſchein' ich Dir als Freund, als treuer."

Die wunderbare Kraft, welche den Federn eines Vogels inne wohnen ſoll, zeigt ſich beſonders in dem Glauben der heutigen Perſer, daß eine Feder des Königs-Rebhuhns verbrannt, ihren Beſitzer vor Peſtanfall ſchützt.

Dem Drachen hat die deutſche Sage, bis in das Mittelalter hinein, viel Wunderbares angehängt und die Helden, wie der Drachentödter Siegfried, erreichen ihren höchſten Ruhm durch die Ueberwindung des Lindwurmes, der Feuer und Rauch aus dem Rachen ausſpeit. Nicht anders ſtellt ſich die Sage vom Drachen in der perſiſchen Auffaſſung dar. Drachen in ſcheußlicher Geſtalt, Rieſen und die Diwe ſchützen die Zugänge zu den verzauberten Schlöſſern oder liegen in der Wüſte, Alles zerreißend, was ſich ihrem Gebiete naht. Als den kühnen Recken Ruſtem der Schlummer erfaßt, nach einem Kampfe mit Löwen, da

„ein Drache aus der Wüſte ſchleicht heran,
Dem kaum ein Elephant entgehen kann,
Er hat ſein Ruhelager dort gebaut,
Vor dem es ſelbſt den wilden Diwen graut."

Ruſtem greift ihn kühn an, wird aber vom Drachen umſtrickt, der ſeine ſcharfen Krallen in ſeinen Körper ein-

ſchlägt, und wird nur durch die thätige Hülfe ſeines klugen Roſſes Rakſch aus der gefährlichen Lage befreit.

Iſt es geſtattet, von der lebenden Welt einen Blick auf die lebloſe Welt zu werfen, ſo tritt auch da in reicher Fülle der Reſt uralter gemeinſam getheilter Vorſtellungen und Anſchauungen in dem Gewande der Sage und alter Ueberlieferung bei Perſern und Germanen in wunderbarer Uebereinſtimmung entgegen. Nachdem ich vorher bereits auf die mit Zauberei und mit der Geiſterwelt in Verbindung ſtehenden Berge und Höhlen, wie des Demawend und des ſagenreichen Elwend in der Nähe von Hamadan aufmerkſam gemacht habe, hebe ich zur Vervollſtändigung die in Deutſchland und Perſien ſo häufigen Steine und Steinmaſſen ganz beſonders hervor. — Die deutſche Sage meldet von verſteinerten Rieſen und Menſchen und in ähnlicher Weiſe liefert die perſiſche Sage Beiſpiele, daß Diwe ſich beliebig in Steine verwandeln konnten oder zu Stein verzaubert wurden. Als Held Ruſtem den König der Diwe in Mazenderan kühnlich angreift und ihn hart bedrängt, da meldet der Sänger der Schahnameh:

„Allein der König wird vor ſeinem Blick,
Durch Zauberkunſt zu einem Felſenſtück,
Erſtaunt ſehn's Ruſtem und ſein Lanzenhalter
Wie er als Fels daliegt als ſtarrer, kalter."

Solche Zauberſteine zeigt man noch heute den fremden Wanderern auf der iraniſchen Hochfläche aller Orten. An ſonderbar geſtaltete Felſen und an die Reſte mächtiger Bauten der Vorzeit knüpfen ſich in Deutſchland wie in

Perſien die Namen alter Recken und Helden. Die Tempelruinen in Perſepolis mit den Gräbern des Darius und Xerxes heißen bei den heutigen Perſern „Thron Königs Dſchemſchid," die nahe gelegenen Felſen und Felſenbilder „Ruſtemsſteine" und „Ruſtemsbilder," und ſo ſind durch ganz Perſien hin die Ruſtemsſteine, in alter Erinnerung an die iraniſche Vorzeit weit verbreitet. In der Wüſte werden herumliegende Felſenplatten in Abſtänden von 30—40 Fuß als die Wegſpuren von Ruſtems Kameel bezeichnet und bekannt ſind die eigenen Fußſpuren deſſelben Recken, denn, wie der Dichter ſingt:

„Es hatte Ruſtem, ſagt man, im Beginne
Durch Gottes Kraft ſo große Stärke inne,
Daß, wenn zu falſchem Grund den Schritt er lenkte,
Sein Fuß dort einbrach, weil der Fels ſich ſenkte."

Heilige Steine, wie ſie Altdeutſchland als Malſteine der Gerichte oder als Opferſteine kennt, finden in Perſien ihr Gegenbild in der Sitte der Wanderer, an der Seite neben der Karawanenſtraße in einer gewiſſen Ordnung Steine aufzurichten, die als Gedenkſteine zurückbleiben und von Niemandem, der ſpäter kommt, in ihrer Ordnung zerſtört werden dürfen.

Ich wage nicht, durch Aufzählung weiterer Ueberlieferungen die, aus alten Zeiten herſtammend und auf uralten Götter- und Heldenkultus zurückgehend, den geiſtigen Faden eines innerſten Zuſammenhanges zwiſchen Germanen und Perſern zu verfolgen, in der Befürchtung durch aphoriſtiſche Kürze und wenig feſſelnde Allgemeinheit die Geduld zu erproben.

Nur eine Seite in dem Geistesleben beider Völker, ebenso uralt in ihrer Wurzel, darf nicht unberührt und von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben, da diese einen wesentlichen Beitrag zur Beurtheilung der ursprünglichen Stammverwandtschaft und der gemeinsamen Urheimath darbietet, ich meine den Aberglauben.

Wir Deutschen haben den Vorzug, uns in der bildenden Schule der Gesittung und Veredlung aus jenem finsteren Bereich erschreckender und beängstigender Gefühle herausgearbeitet zu haben, die, auf alte heidnische Gebräuche und Ansichten zurückführend, die Gemüther der roheren Masse in sonderbar getreuem Festhalten an Ueberlieferungen beherrschen. Noch die späten Zeiten des deutschen Mittelalters sind reich an Spuren abergläubischer Gebräuche und Meinungen, ja noch heute, oft unbewußt, hat sich der Aberglaube in einzelnen Fällen da erhalten, wo das Licht aufklärender Kultur weniger leicht hinzudringen vermag.

In Bezug auf den Aberglauben stehen die Perser auf der Stufe unseres Mittelalters und verharren so zäh darin, daß selbst in offizieller Weise demselben strenge Rechnung getragen werden muß.

Der persische Schah ist von Hofastrologen umgeben, die aus den Sternen weissagen müssen, ob diese oder jene Handlung zu einer bestimmten Zeit glücklich oder unglücklich vollführt werden könne. Kein europäischer Gesandte wird empfangen, ohne daß die Astrologen des Mittelpunktes des Weltalls (wie man den Schah in Persien bezeichnet) die

Stunde der Audienz nach der Stellung und dem Einfluß der Geſtirne genau berechnet und beſtimmt hätte. Der perſiſche Kalender, welcher alle Jahre von den Aſtrologen ausgearbeitet und in Teheran gedruckt wird, enthält als weſentlichſten Beſtandtheil eine Liſte der glücklichen und unglücklichen Tage und Stunden. Es iſt darin genau verzeichnet, welche Stunde gut zur Reiſe, oder zur Rückkehr nach Hauſe, oder zum Kauf und Verkauf, oder zum Wechſel der Kleidungsſtücke, zur Namensgebung eines Kindes ꝛc. ſei, mit einem Worte, die Tagwählerei iſt eine Gewohnheit, die dem Perſer angeboren iſt.

In den Bazaren und auf den öffentlichen Plätzen ſitzen gräubärtige Alte und tief verſchleierte Frauen, welche aus dem Becher oder aus Tafeln oder aus dem Sande den Leuten das Schickſal vorher verkünden und ſelten ſind ſie ohne Kundſchaft, da ein jeder, beſonders aber die junge perſiſche Frauenwelt das nächſte Schickſal im voraus zu wiſſen begehrt. Der Becher iſt auch in der deutſchen Zauberei nicht ohne Bedeutung und hat ſich vor allen in ſeiner geheimnißvollen Anwendung bei den Gauklern erhalten. Iſt ein Perſer über eine vorzunehmende Handlung im Zweifel, z. B., wenn er krank iſt, ob er Medicin einnehmen ſoll, die ihm der Arzt verſchrieben hat, ſo macht er ſein Iſtakhara d. h. er ergreift, ohne hinzuſehen, eine beliebige Kugel ſeines Roſenkranzes, zählt bis zu Ende deſſelben die Kugeln ab und hält es für ein glückliches Omen, wenn eine Kugel übrig bleibt, für unglücklich oder widerrathend, wenn drei der Reſt iſt, für

gleichgültig, nicht gut, nicht ſchlecht, wenn zwei Kugeln den Schluß der Kette bilden. Jemand, der von einer großen Reiſe heimwärts kehrt und für todt geſagt wird (wie mir es zufällig ſelber erging, als ich von Schiraz nach Teheran zurückkehrte, nachdem man meinen Tod ausgeſprengt hatte) darf bei Leibe nicht durch die Hausthüre den Weg in das Innere der Wohnung nehmen, ſondern muß über das Dach klettern.

Wem der Perſer begegnet, wenn er aus ſeinem Hauſe tritt, iſt ihm durchaus nicht gleichgültig, und daß der Blick eines Menſchen eine böſe Wirkung ausüben könne, davon iſt er ſo feſt überzeugt, daß er ſich, ſeine Familie, ſeine Pferde und ſeine Hunde mit ſchützenden Talismanen behängt.

Träume ſind von großem Einfluß auf das Gemüth der abergläubiſchen Iranier und erfüllen ſie mit ebenſo kindiſcher Furcht, als andererſeits mit Freude und Hoffnung.

Wie der Aberglaube oft in abſchreckender Weiſe, freilich nach Ueberlieferungen uralter Zeiten, in Perſien auftritt, davon will ich zum Schluß nur ein Beiſpiel erwähnen. Die Geber oder Feueranbeter beſtatten ihre Leichen nicht, ſondern legen ſie in einer eigenthümlichen Anordnung in einer wüſten, wilden Gegend unter Gottes freiem Himmel auf den Boden hin. Leute, welche zur Familie gehören, ſitzen verſteckt in der Nähe und ſpähen. Kommen Raben oder andere Raubvögel herbeigeflogen und hacken dem Todten die Augen aus, ſo ſind ſie glücklich und preiſen den Verſtorbenen ſelig, wenn der Vogel das rechte Auge zuerſt aus-

gehackt hat, bejammern aber sein Schicksal im Jenseit, wenn das linke Auge zuerst zur Vogelspeise ward.

Nach solchen Zeugnissen, welche ich in meinem Vortrage aufgeführt habe und die sich durch eine große Zahl ähnlicher Beispiele erweitern ließen, wird es nicht zweifelhaft sein, daß sich, wie Ahndungen der Urzeit und wie Erinnerungen an die gemeinsam getheilten Ursitze, bei Germanen und Persern in Sitte und Ansichten so merkwürdige Uebereinstimmungen erhalten haben, wie sie nur immer zwischen zwei Völkern gedacht werden können, deren Stammverwandtschaft auch die historischen Zeugnisse verbürgen. Aber selbst in der unmittelbarsten Auffassung tritt der Perser in seiner ganzen Erscheinung und in seinem Wesen, trotz vielfacher Berührung und Verschmelzung mit turanisch-scythischen Elementen einerseits, wie mit semitischen, besonders durch die Gemeinsamkeit der Religion, andererseits, dem indogermanischen Europäerthum so nahe, daß es, die fremde Kleidung abgerechnet, auf den ersten Blicke schwer fallen sollte, den Perser vom Europäer zu unterscheiden. Habe ich auch nicht das Glück gehabt, wie der Vater der Geschichte, Herodot, auf den Schlachtfeldern von Pelusium und Papremis die weichen Schädel der Perser zu untersuchen, so weiß ich doch das Eine sicher, daß die persisch-kaukasische Rasse, frei von aller scythischen oder semitischen Beimischung, in dem Ebenmaß ihrer Glieder, in ihrer Wohlgestalt und in der Bildung ihres Kopfes die Verwandtschaft auch mit dem deutschen Stamme in keiner Weise verleugnet. Aber mehr noch, als

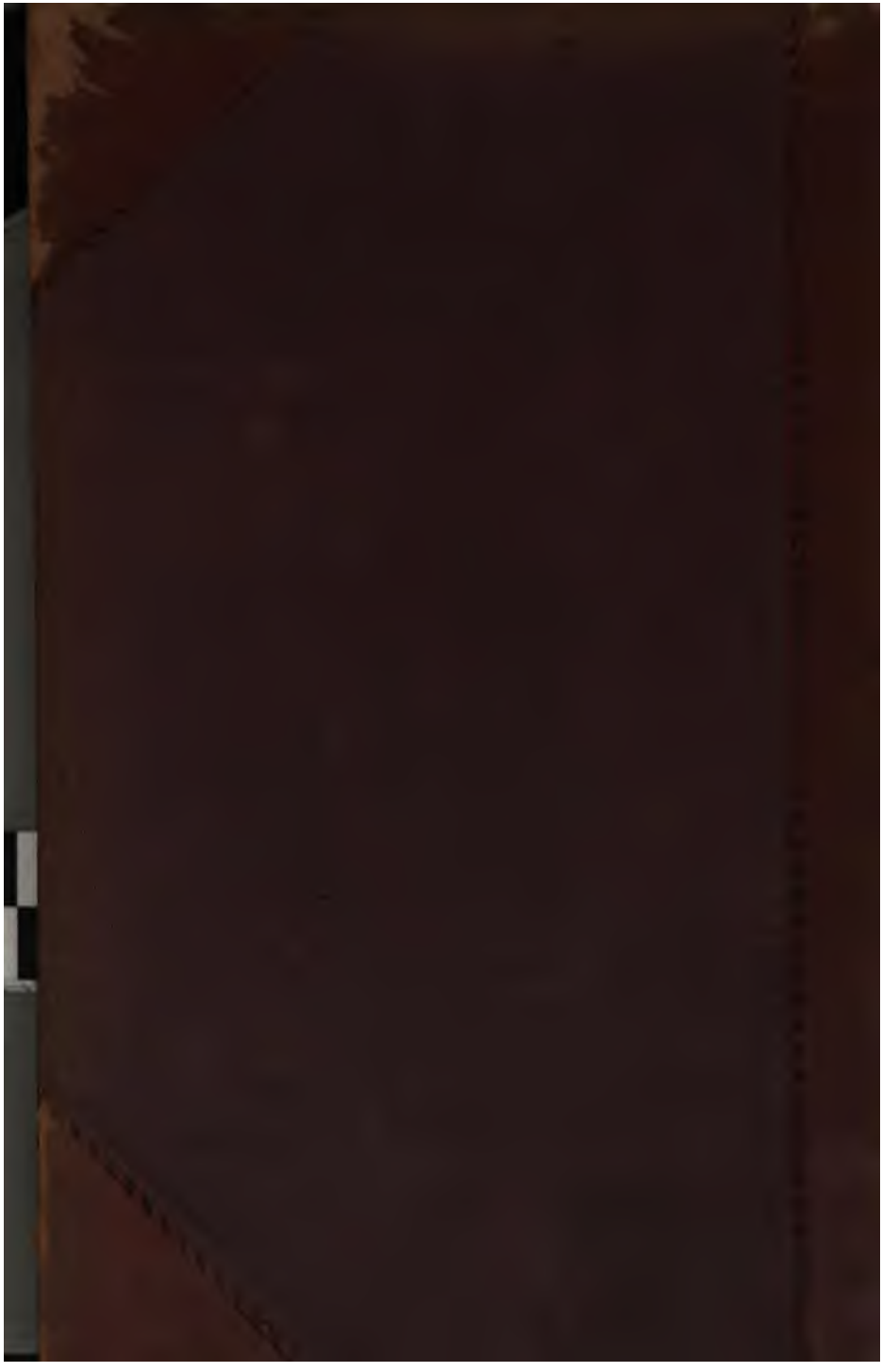
Körperbildung, die sich durch Jahrtausende hindurch in ursprünglicher Reinheit erhalten hat, bezeugen Charakter und die geistigen Anlagen und Fähigkeiten des iranischen Volkes, wie sie sich noch gegenwärtig in dem Umgang und Verkehr mit ihnen bekunden, die alte Grundlage indogermanischen Erbtheils. Der Perser ist kein stiller, ernster in sich versunkener, brütender semitischer Patriarch, sondern eine bewegliche, heitere, lebenslustige, lachende Person, von ungewöhnlicher Verstandesschärfe und von schlagendem Witze, eine Verkörperung der dichterischen Fiction des heiteren Mirza Schaffy, wie ihn Bodenstedt in seinem 1001 Tag im Orient so trefflich und scharf gezeichnet hat. Die Mirza Schaffys laufen in allen Gassen der persischen Städte umher, leider findet sich nicht immer ein Bodenstedt, um das geistige Bild in so gelungener Weise zu photographiren.

Ich schließe meinen Vortrag über Germanen und Perser mit einer Bemerkung, die nach so manchen gemeinsamen Seiten eine entschiedene Trennung zwischen den Deutschen und Persern betrifft, eine Trennung, die vielleicht der Grund gewesen ist, weshalb sich die Germanen von den Persern absonderten und ihre alte Wiege am Hindukusch verließen.

Während die Deutschen von Alters her sprichwörtlich gewordene deutsche Treue, deutsche Wahrheit, als ein köstliches Erbtheil gepflegt und gehegt haben, und in ihrem Streben und Ringen danach in der indogermanischen Völkergruppe eine große Musterfamilie geworden sind: haben die Perser

die Wahrheit verlernt und vergessen. Wenn auch die Alten vermelden, daß die Iranier ihre Kinder im Reiten, Pfeilwerfen und Wahrheitreden unterweisen ließen, so bezeugt das in keiner Weise, daß die alten Perser sehr wahrheitsliebend gewesen sein müssen, denn, was man nicht kennt und nicht weiß, das lernt man, und wer die Wahrheit nicht besitzt, der muß lügen und deshalb in der Wahrheit unterwiesen werden. Die Lüge ist leider Gottes unter den Persern eine so weit verbreitete Erscheinung, daß selbst die mathematische Wahrheit dem Sohne Irans Nichts gilt und die unverschämtesten Unwahrheiten Niemanden verletzen. Ein Perser erzählte einst, er habe gesehen, wie bei den Tönen der Musik eines berühmten persischen Musikmeisters ein Felsen in der Nähe Teherans weich und knetbar geworden sei, und betheuerte dies durch die fürchterlichsten Schwüre. Wenn ein Volk, wie das persische, in solchen colossalen Dimensionen lügen kann, ohne zu erröthen, so ist es wahrscheinlich, daß bei allen Vorzügen hoher geistiger Anlagen die Anmuth veredelnder Gesittung noch lange warten muß, ehe sie Eingang und Verbreitung findet, die Bevölkerung, von dem Schmutze gegenwärtiger sittenloser Zustände befreit und zu würdigen Brüdern der indogermanischen Völker heranbildet.

Wenn die Zeit gekommen sein wird, daß Germanen und Perser sich wieder als geistig ebenbürtige Brüder die Hand reichen, ist schwer voraus zu bestimmen. Die Erfahrungen der Reisenden nach dieser Seite hin haben gelehrt, daß

zwiſchen beiden Völkern vorläufig eine Kluft liegt, die auszufüllen kaum Jahrhunderte hinreichen dürften, und die beſtehen wird, ſo lange die Wörter Islam, Mohammed und Ali und nicht das Wort Humanität auf den perſiſchen Fahnen geſchrieben ſtehen.

Berlin, Druck von W. Büxenſtein.